

**Für Dich!**

– Joh. 14,6 –

Jesus spricht zu ihm:

Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben;  
niemand kommt zum Vater als nur durch mich!

Kristina Bode

# Für Dich!

Bibeltext der Schlachter

Copyright © 2000 Genfer Bibelgesellschaft

Wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung.

Alle Rechte vorbehalten

Homepage der Autorin: [erliebtich.de](http://erliebtich.de)

Satz und Umschlag: Kristina Bode

Druck und Bindung: Createspace

ISBN 978-1499529982

»Komm Kristina, hier lang.«

Julia zeigte auf den kleinen schmalen Pfad, der sich vom Schulgebäude, kaum sichtbar, entlang der Hauptstraße schlängelte. Es war eine kleine Chance, ja, aber es war eine.

»Okay, los.« Ich nickte ihr zu, wir stiegen auf unsere Fahrräder und radelten los. Der Untergrund war sehr weich, kurz zuvor hatte es geregnet und die Pfützen verwandelten den eh schon schmalen Pfad in eine kleine Schlammrippe.

Wir traten entschlossener in die Pedalen, diesmal nicht, schienen wir beide zu denken. Die Räder drehten sich schwerfällig und kleine Schlammklumpen flogen uns um die Ohren, aber das kümmerte uns nicht. Die Tankstelle kam näher, ich dachte, gleich könnten wir abbiegen und die große Hauptstraße nutzen, dort wären wir sicher. Plötzlich blitzte vor mir etwas auf.

Das irritierte mich, aber bevor ich erkannte, was dieses Blitzen bedeutete, fuhren wir direkt in ihre Falle. Drei Jungs verstellten uns den Weg. Ich sah zur Tankstelle, aber die war noch zu weit entfernt und der Pfad war zu schmal, um sich schnell umzudrehen. Zumindest schnell genug, um nicht in den Brennesseln zu landen oder von den Jungs erwischt zu werden.

»Na. Wolltet ihr einfach so abhauen, was?«

Julia drehte sich zu mir um, in ihren Augen sah ich ihre Angst. Nicht schon wieder Prügel, dachte ich.

Ich versuchte mir meine Gefühle nicht ansehen zu lassen. Diesen Erfolg wollte ich ihnen nicht gönnen, deshalb schüttelte ich mit dem Kopf und murmelte etwas von »Nö, wir müssen halt schnell zu Hause sein.«

Das quittierten die Jungs mit einem breiten Grinsen, sie wussten, dass ich vor ihnen Angst hatte. Es war eine Begegnung wie so oft. Mit Fußritten gegen unsere Beine und Fahrräder drangsalierten die Jungs uns vorwärts. Ein Mann, der auf einer Bank eine Zeitung las, sah kurz auf, schüttelte den Kopf und fing wieder an, in derselbigen zu lesen.

Um Hilfe zu rufen, kam mir nie in den Sinn, so unangenehm die Prügel waren, wir empfanden dies als einen normalen Schulalltag. Etwas, das halt passieren konnte, wenn man nicht schnell genug den richtigen Weg einschlug.

Wenn man mit der Freundin die Zeit verträdelte und nicht bemerkte, dass die Jungs sich versammelten und einen beobachteten. Irgendwann, das taten sie immer, hörten sie auf und wir konnten – etwas lädiertes als vorher – den Weg fortsetzen.

Zuhause angekommen schaute mich meine Mutter wütend an, die gute Hose war über und über mit Spritzern übersät. Weil ich ihr nicht erklären wollte, wie die Spritzer auf die Hose gekommen waren, strich sie den Nachtschrank für mich und auf die Frage, wie es in der Schule war, antwortete ich (wie fast immer): »Gut.«

Schule und Eltern waren getrennte Welten. In einem netten kleinen Städtchen, ganz in der Nähe von Hannover wuchs ich auf.

Die Wohngegend war vornehm und die Oberflächlichkeit der Menschen quoll aus deren kurz geschnittenen Rasenflächen.

Doch führte ich ein Leben als Einzelkind, trotzdem ich zwei Schwestern zu meinem Leben zählte. Aber wir waren einfach zu unterschiedlich zu der Zeit und besaßen keine Gemeinsamkeiten, außer unseren Nachnamen. Beide Eltern waren berufstätig und mein Vater nur an den Wochenenden zu Hause, was mich aber nie störte, denn ich kannte es ja nicht anders. Man gab sich nach

außen hin ordentlich und distanziert, so dass niemand den Grund des Sees aufwühlte. An materiellen Dingen mangelte es uns nie, denn unsere Eltern bemühten sich sehr, uns Kinder zufriedenzustellen. Das größte Geschenk, welches mir meine Eltern machten – ich war damals elf Jahre alt – war ein eigenes Pferd. Dadurch wurde ich schlagartig beliebt, denn die meisten Mädchen in meinem Alter liebten Pferde.

Das nutzte ich eine Zeit lang aus, aber die Mädchen aus meiner Klasse, die mich besuchten, wollten eben nur mit mir etwas zu tun haben, weil ich sie auf dem Pferd reiten lassen konnte.

Und diese Tatsache wurde mir sehr schmerzlich bewusst.

Meine Eltern konnten mir bei meinem Außenseiterproblem auch nicht helfen, ihre Ratschläge verschlimmerten meine Isolation in der Schule nur noch. Sie verstanden nicht, dass ihr Kind Schwierigkeiten besaß, anderen Menschen zu vertrauen.

Nun hatte ich meinen größten Wunsch erfüllt bekommen, aber ich war allein und konnte mein Glück nicht teilen. So verging das Jahr mit Stallausmisten und ich drehte auf der Reitbahn einsam meine Runden. Die Temperatur in der Familie wurde immer frostiger und das lag nicht nur an der Jahreszeit, sondern mittlerweile waren die Großeltern in unser Haus eingezogen. Nun spielten wir das Theaterstück »perfekte Familie« das ganze Jahr über. Die Großeltern hatten viele Jahrzehnte selbstständig gelebt und diese Situation war für sie ungewohnt, dass plötzlich meine Mutter das Sagen in der Küche hatte. Irgendwann ging man sich aus dem Weg, weil man des ständigen Streitens langsam müde wurde. Dabei stand doch die beste Jahreszeit vor der Tür: Weihnachten! Wie in einem Orchesterstück fand an diesem Tag der Höhepunkt der Scharade statt: Jeder zog sich fein an und dann fuhr

man mit der gesamten Sippe in die Kirche. Dort saß man dann mit allen anderen Menschen zusammen, die ebenso nur ein einziges Mal im Jahr die Kirche besuchten.

Diesen seltsamen Ort lernte ich nur an Weihnachten kennen und ich empfand die Atmosphäre dort in dem riesigen Haus als sehr kühl und bedrückend. Wir Kinder durften unsere Geschenke erst nach dem Gottesdienst begutachten, deswegen rutschte ich ungeduldig auf der Kirchenbank hin und her, bis meine Mutter mich zurechtwies. Ich verstand nicht, warum man an Weihnachten in die Kirche ging und auf Nachfragen erhielt ich nur »Weil man das so macht!« als Antwort.

So fing ich an, die anderen Menschen zu beobachten.

Der Pastor predigte in einem furchtbar monotonen Tonfall und manche Zuhörer nickten bei der Predigt ein. Als die Orgelmusik ertönte, zuckte ich zusammen. Die Lautstärke wurde durch die hohen Wände noch verstärkt. Nun war wirklich jeder wieder wach! Ich stellte mir vor, wie dieses riesige Musikgerät in Wahrheit ein Monster war, welches nur durch lautes Singen der Menschen zu besiegen wäre. Jedes Jahr fand dieser spannende Kampf statt und jedes Jahr hätte das Orgelmonster gewonnen.

Denn der Gesang war kraftlos und viele Menschen machten nur den Mund auf und zu, um symbolisch den Anderen zu signalisieren, dass derjenige brav mitsang. Und jedes Jahr wartete ich mit Sehnsucht darauf, dass diese Scharade vorbei gehen und wir endlich nach Hause fahren würden, damit ich meine Geschenke begutachten durfte.



Schon früh in meinem Leben besaß ich einen übersinnlichen Sinn. Denn schon in der Kindergartenzeit hatte ich Kontakt zu einem Engel, der sich Bärbel nannte. Sie war an meiner Seite und tröstete mich, wenn ich im Bett lag und weinte. Ihre Existenz war für mich etwas vollkommen natürliches. Aber irgendwann erzählte sie mir, dass sie nun fortgehen müsse und ließ mich allein. Ich erinnerte mich, wie ich mit meinem kindlichen Verstand versuchte, mir einen Engel einzubilden – das funktionierte aber nicht. Es war einfach nicht dasselbe.

Mein Geist schien sehr empfänglich für solche Dinge zu sein und in Jeanine, meiner besten Freundin, hatte ich jemanden gefunden, der ebenso begeistert wie ich von dieser unsichtbaren Welt war. An einem Kindergeburtstag lernten wir die Welt des Okkultismus kennen.

Ein Mädchen zog ein Oujia Brett hervor und mit diesem Brett bewaffnet, legten wir die Finger auf ein Glas, welches sich irgendwann von selbst bewegte. Wir hatten Kontakt zu einem Geist, fragten ihn allerlei Dinge, kicherten viel und fanden das alles höchst witzig, komisch und ein wenig unheimlich.

Während andere Mädchen das eher als interessante und einmalige Begegnung sahen, fingen Jeanine und ich an, unsere eigenen privaten Séancen abzuhalten. Ohne das Wissen, wie man das richtig veranstaltete, fingen wir einfach an, die Geisterwelt zu uns zu rufen. Im dunklen Zimmer, das nur von einigen Kerzen beleuchtet wurde, begannen wir mit dem Gläserrücken.

Das Brett war selbstgemacht und wir besaßen keinerlei professionelle spirituelle Ausrüstung.

Aber dennoch schienen wir Erfolg zu haben, denn wir konnten problemlos uns mit den Wesen unterhalten. Bei einer Séance fragten wir den Geist, ob er uns ein Zeichen seiner Existenz uns geben könnte und im selben Augenblick sahen wir einen Schatten an der Zimmerwand, der nur für ein paar Sekunden aufflackerte und dann wieder verschwand. Wir zwei jungen Mädchen waren davon begeistert. Auf der einen Seite war das Ganze unheimlich, aber wir konnten einfach nicht davon lassen.

Es war, als ob eine Macht uns immer wieder dazu aufforderte, Gläserrücken anzuwenden. Und ebenso pendelten wir eifrig.

Jeanines Eltern bekamen von den dunklen Machenschaften, die wir in Eifrigkeit ausübten, nichts mit.

Genauso verhielt es sich mit meinen Eltern. Zwei Mädchen saßen im dunklen Zimmer und neben ihnen standen zwei Kerzen.

Das war doch nichts besonderes, oder?

Das Pendeln und Gläserrücken wurde zu einem sehr intensiven Gegenstand des täglichen Lebens.

Für alle möglichen kindlichen Fragen benutzten wir diese Dinge und wogen uns in Sicherheit. Schließlich waren die Geister ja nichts schlimmes und deren Präsenz auch nicht bedrohlich.

Unheimlich war es, ja, aber wir redeten uns das alles schön und harmlos. Geister waren schließlich machtlos gegen unsere Körper. Wir lebten in dieser Welt, sie nicht.

Aber ich hatte damals tatsächlich eine Tür geöffnet, die ich viele Jahre offen stehen ließ. Und allerlei Müll trat in mein Leben rein und der Widersacher Gottes pflanzte statt des Lebenssamens den Samen der Furcht und der Depression in mein Herz. Es fing recht schnell mit mir an, psychisch bergab zu gehen. Welches 10-jährige Mädchen schrieb ein Testament und plante seinen Suizid?

Warum ich sterben wollte, war mir selbst nicht klar. Es war, als ob ich fremdgesteuert in diesen Entscheidungen agierte. An einem Tag kratzte ich mich so, dass eine Wunde entstand und ich verschmutzte sie mit Erde, damit eine Blutvergiftung daraus entstehen würde.

Mein Testament hatte ich in meinem Tagebuch vermerkt, alles war geregelt – wer meine Tiere und meine Sachen beerben würde, für alles hatte ich gesorgt. Am nächsten Tag, schlenderte ich von der Schule nach Hause, plötzlich hielt ein Auto mit quietschenden Reifen neben mir. Meine Mutter saß drin, sie befahl mir einzusteigen und fuhr mich nach Hause. Was war los? Beim Mittagessen platzte es aus ihr heraus.

»Ich habe dein Tagebuch gelesen!« Sie hatte es gelesen...

»Dieter, unsere Tochter will sich umbringen!«

Nun war taktisches Handeln gefragt.

Ich erklärte meinem Vater, dass ich mir das nur ausgedacht hätte. Mein Vater, ein Realist durch und durch, glaubte mir sofort und beruhigte meine aufgelöste Mutter, die noch immer weinte.

Mir selbst war die ganze Situation furchtbar peinlich.

Und natürlich war ich sauer auf sie, weil sie meine Pläne durchkreuzte, indem sie das Tagebuch gelesen hatte.

So konnte ich nicht weiter an meiner Wunde »arbeiten«.

Ich erlitt keine Blutvergiftung und war dementsprechend enttäuscht darüber. Das war wohl das erste Mal, dass Gott eingriff und meine Mutter benutzte, mich vom sterben abzuhalten. Beim zweiten Suizidversuch schnappte ich die Information auf, dass Quecksilber tödlich sei. Man müsste es nur einnehmen und schon würde man tot umfallen. Nur, woher würde ich Quecksilber her bekommen? Da kam mir eine Idee...

Wir besaßen einige Thermometer und in deren Inneren war Quecksilber. Ich zerbrach einige von ihnen, ließ die silberne Flüssigkeit in das Waschbecken laufen und schluckte sie herunter. Meine Mutter gab mir Hausarrest, da sie die zerbrochenen Thermometer fand und meine Ausrede, dass sie alle runtergefallen seien, war nicht besonders glaubwürdig. Zugegebenermaßen hatte ich mir auch keine Mühe gegeben, mir etwas gutes auszudenken, denn ich würde ja eh bald tot sein. Nun hatte ich die Flüssigkeit geschluckt, aber nichts passierte und so quälten mich weiter die dunklen Gedanken.

Jeanine und ich praktizierten Okkultismus für einige Jahre, dann zog ich mit meinen Eltern nach Dörverden und der Kontakt brach langsam ab. Aber der Same war gelegt worden, die Tür geöffnet und nie geschlossen – das Dunkle trat in mein Leben und bemächtigte sich meiner Seele. Das äußerte sich vor allem darin, dass meine Lebensfreude immer mehr zurückging. Die ersten kindlichen Suizidversuche waren erfolglos geblieben aber die finsternen, selbstzerstörerischen Gedanken blieben. Mal stärker, mal weniger stark, wurde der Wunsch, mit der Existenz auf Erden aufzuhören. Dabei hatte ich ja noch gar nicht richtig mit dem Leben begonnen.

Da ich in einem Alter war, in dem familiäre Entscheidungen nicht in mein Aufgabenbereich gehörten, fügte ich mich dem Entschluss, mit Sack und Pack in ein kleines Dorf zu ziehen.

Das Haus verkauften wir und lebten in zwei Eigentumswohnungen – die Großeltern in der einen und die restliche Familie in der anderen. Der Frieden war wieder eingelehrt, zumindest oberflächlich. Auch wenn meine schulischen Leistungen eher im Mittelfeld anzusiedeln waren, glaubte ich, über den Anderen zu stehen. Zeit meines Lebens hatte ich meine Eltern versucht zu manipulieren, indem sie mir Wünsche erfüllten, die dunkle Macht, die dahinter stand, erkannte ich nicht. Ich war etwas Besseres, als Andere und startete aus reinem Zeitvertreib in der Schule ein Experiment. Meine Taktik: Wer war die Anführerin und wie könnte man sich mit ihr anfreunden?

Es gab zwei Mädchen, die den Ton angaben und eines von ihnen liebte dasselbe Hobby wie ich, die Aquaristik. Mein Zimmer bestand aus mehreren Aquarien, in denen ich die verschiedensten Fische züchtete. In den Schulpausen sprach ich vorsichtig über das Thema und das Mädchen sprang sofort darauf an, so dass wir uns bei mir zu Hause trafen, wo ich ihr meine Aquarien zeigen konnte. Ich schenkte ihr ein paar meiner Fische, für ihres und legte damit den Grundstein für mein psychologisches Experiment. Innerhalb eines Jahres mutierte ich von der Außenseiterin zur beliebten Schülerin. Am Ende war ich nicht nur in meiner Klasse beliebt, sondern sogar in der Parallelklasse.

Jedoch war dieses Experiment psychisch sehr fordernd für mich, denn ich musste mir Masken aufsetzen und immer überfreund-

lich zu den Anderen sein. Dieses Theaterspielen war so anstrengend, dass für mich klar war: Einmal und nie wieder! Aber ich hatte in dem Jahr eine Menge gelernt, nämlich, dass das Innere für viele Menschen gar nicht zählte, sondern nur das Äußere. Und diese Tatsache brachte mich ins Grübeln.

Als Kind hatte ich geglaubt, dass die Erwachsenen sich alle vernünftig verhalten würden. Nun zweifelte ich langsam an diesem Gedanken und mir wurde schlagartig klar, dass diese Oberflächlichkeit auch in der Arbeitswelt existieren würde.

Ich lag in meinem Bett und schlief ein mit dem Gedanken, dass meine naive Einstellung gegenüber den perfekten Erwachsenen Risse bekommen hatte. Am nächsten Morgen fuhr ich wie gewöhnlich mit dem Rad in die Schule, niemand sah mich mehr als Außenseiter an und ich badete in dem wohligen Gefühl, anerkannt zu sein. Selbst wenn dieses Gefühl nur auf wackligen und oberflächlichen Stelzen stand, das war mir in dieser Situation egal. Als ich eines Tages nach Hause kam, bat mich meine Mutter ins Wohnzimmer. Mit einem schlechten Gewissen setzte ich mich in den Sessel.»Kristina, bitte lass dich konfirmieren.«

Ach herrjeh! Für meine Eltern war die Konfirmation sehr wichtig, auch wenn sie keine Christen waren. Aber ich war erst recht kein Christ und verneinte zunächst ihrer Bitte. Meine Eltern blieben aber beharrlich an der Sache dran und irgendwann fügte ich mich ihrem Wunsch. Immerhin, die Konfirmationsstunden würden ja nicht ewig dauern. Nun verbrachte ich einige Wochen mit anderen jungen Teenagern im Gemeindehaus die Zeit und stellte fest: Es war ein staubtrockener Unterricht!

Gott verstand ich nicht, für mich war Gott so weit weg, wie der Mond von der Erde. Wir jungen Menschen saßen stumm in dem

Raum mit dem Pastor und niemand konnte die Bibel nachvollziehen. Jedes Wort war uns unverständlich, alleine die Formulierungen waren verschachtelt und reine Rätsel für uns. Ich stellte mir die Frage, was das alles mit mir zu tun hatte? Nichts – rein gar nichts.

So machte ich drei Kreuze, als endlich die Abschlussfeier zelebriert wurde. Ich durfte in der Kirche einen Aufsatz vorlesen und mit lauter Stimme sprach ich ins Mikrofon. Meine Mutter platzte fast vor Stolz, denn ich tat so, als ob ich den Text verstand, den ich vorlas. Heute kann ich mich nicht mehr daran erinnern, was für einen Text ich vorlas, denn damals war mir nur eines wichtig: Geldgeschenke!

So furchbar materialistisch veranlagt war ich und merkte es nicht einmal. In Dörverden verbrachte ich nicht nur den Anfang meiner Pupertät, sondern ich durfte ein weiteres Haustier in mein Leben einladen. Nachdem das Pferd schon vor Jahren verkauft worden war, hatte ich nur noch Aquarien an meiner Seite. Fische zu züchten und zu beobachten, war eine wunderbare Sache. Allerdings sehnte ich mich danach, ein Haustier zum streicheln zu besitzen. Meine Eltern besaßen einen Hund, allerdings fand ich Katzen als Tiere spannender.

Manchmal wusste man instinktiv, welches Wesen einem mehr lag, als das Andere. Ich kaufte mir Zeitschriften, von Katzen und blätterte stundenlang darin. Die Nachbarstochter, mit der ich befreundet war, durfte sich eines Tages eine Katze von einem Bauernhof aussuchen und ich fuhr als Begleitung mit.

Die kleinen süßen Fellknäule wuselten in den Beeten umher, tapzig und neugierig spielten sie miteinander und versuchten Schmetterlinge zu fangen.

Dann brannte irgendwo oben im Kopf eine Sicherung bei mir durch, denn ich ging selbstbewusst zur Bäuerin und behauptete, ich dürfte mir auch eine Katze aussuchen.

Das war der Frau nur recht und sie zeigte aufs Beet, wo sich die Kätzchen tummelten. Ich machte einen Schritt, trat zwischen die Erdhaufen und griff mir die erstbeste Katze, die ich zu fassen bekam, steckte sie in meinen Rucksack, den ich an diesem Tag bei mir trug und fuhr mit meiner Freundin nach Hause.

Meine Freundin durfte eine Katze nach Hause bringen, aber ich nicht! Also versuchte ich, die Anwesenheit einer kleinen Katze in einer Wohnung zu verbergen. Das klappte richtig gut.

Einen ganzen Tag lang. Ich besaß einen Bettkasten, der in einem Regal eingebaut war, er besaß große Luftlöcher und ich legte mit Zeitungen den Kasten aus, setzte die Katze rein und schloss den Deckel. Die Nacht verlief halbwegs problemlos, ich stand sehr früh auf, um vom Hundefutter die Brocken klein zu schneiden und sie meiner Katze zu geben. Dann ging ich in die Schule.

Aber natürlich konnte ich mich kein bisschen auf den Unterricht konzentrieren, ich musste ständig daran denken, was passieren würde, würden meine Eltern die Katze entdecken. Ich wollte sie auf keinen Fall wieder her geben!

Am Nachmittag musste ich zu dem Zahnarzt in die Stadt und meine Mutter fuhr mich dahin. Als der Besuch abgeschlossen war, fragte sie mich, ganz beiläufig, ob die Katze im Bettkasten meine wäre. Da rutschte mir das Herz in die Hose.

In dieser Situation log ich das erste mal richtig bewusst meine Mutter an. Die Tatsache, dass ich log, machte die folgende Geschichte nicht besser, aber ich fühlte einfach, dass diese Katze für meine Seele heilsam war.



Meine Träume handelten oftmals von grausamen Szenen und ich verspürte eine tiefe Traurigkeit, die ich niemandem mitteilen konnte, weil ich glaubte, dass man mich sowieso nicht verstehen würde. Also erzählte ich meiner Mutter eine haarsträubende Geschichte, dass ich zum Hof der Bäuerin gegangen sei und sah, wie sie gerade die kleinen Kätzchen umbrachte.

Heldenhaft wie ich war, schnappte ich mir eines, um wenigstens einem Kätzchen das Leben gerettet zu haben.

Diese Geschichte kam wie selbstverständlich aus meinem Mund, wie ein auswendig gelerntes Drehbuch. Mittlerweile waren wir zu Hause angekommen. Meine Mutter ließ mich im Zimmer allein, um mit meinem Vater darüber zu sprechen.

Bange Minuten verstrichen, ich wollte die kleine Katze nicht wieder abgeben und das Warten auf die Entscheidung war furchtbar, da ich es nicht mehr in der Hand hatte, sondern meine Eltern. Dann erschien meine Mutter im Türrahmen und teilte mir mit, dass ich die Katze behalten dürfte.

Der Grund war, dass meine Mutter sich ebenfalls als Kind einen kleinen Hund angeschafft hatte und ihn nicht behalten durfte. Nur deshalb erbarmte sie sich.

Dann nahm ich meine Katze auf den Schoß und meine Mutter fragte mich, wie ich sie denn nennen wollte.

»Amigo.« Mit ihr trat eine kleine, wunderbar eigenwillige Katze in mein Leben. Sie konnte die Dunkelheit zwar nicht aufhalten, aber sie linderte doch erheblich meinen Schmerz.

Mit 13 Jahren fand das statt, was viele Kinder in der modernen Gesellschaft erlebten: Die Scheidung meiner Eltern.

Meine beiden älteren Geschwister waren längst ausgezogen und verspürten die Trennung nicht am unmittelbaren Leib wie ich.

Denn nun sollte ich entscheiden, bei welchem Elternteil ich zukünftig leben wollte. Das Verhältnis damals zu meiner Mutter, war ein wenig schwierig. Ich stritt mich mit ihr des öfteren und mein Vater, der mich nur am Wochenende sah, war oft nachgiebiger als sie. Deshalb entschied ich sehr spontan:

Ich ziehe zu ihm! Leider gab es ein Problem dabei.

Er wollte nicht, dass ich zu ihm ziehe. Ganz klar und nüchtern legte er die für ihn logischen Gründe vor, warum ich nicht bei leben könnte. Es tat weh, zurückgewiesen zu werden und vor allem wusste meine Mutter nun, dass ich sie nicht ausgewählt hatte. So zogen wir beide nach Lübeck und mein Vater nach Hannover. Das eigene Geschäft verkaufte sie damals schon in Barsinghausen, so nahm sie eine einfache Stelle als Verkäuferin an. Von früh bis spät arbeitete sie und kam Abends ganz kaputt und müde nach Hause.

Wir wohnten direkt im Zentrum von Lübeck in einer Wohnung, die eine riesige Dachterrasse besaß, die größer war, als die Wohnung. Mittlerweile stritten wir fast jeden Tag miteinander und der Frieden im Hause stellte sich oftmals als sehr brüchig und von nur kurzer Dauer heraus. In dieser Zeit fing ich an, mein Gewicht zu kontrollieren und mit der Zeit immer weniger zu wiegen. Ohne dass es mir bewusst war, fing ich immer stärker an, mir eigene Kaloriengrenzen zu setzen. Ganz ordentlich notierte ich

mein Gewicht täglich in einem Notizheft und stellte befriedigt fest, dass es immer weiter bergab ging.

Kam ich von der Ganztagschule nach Hause, musste ich mich erst mal ins Bett legen und schlafen, so erschöpft war ich.

Nach ein paar Stunden stand ich auf und begann auf dem Home-trainer zu Technomusik wie eine Irre in die Pedale zu treten. Durch den Bundeslandwechsel war ich nun auf einer Schule, die andere Themen im Unterricht hatten und da ich von vornherein immer für gute Noten sehr viel lernen musste, wurden meine Schulnoten sehr schlecht, da ich den Lernstoff nicht so schnell aufholen konnte. In der Schule besaß ich keinerlei Kontrolle über mein Leben, deshalb musste ich sie auf anderen Wegen mir besorgen. Und das schaffte ich, indem ich meinen Körper kasteite. Es gab Zeiten, wo ich mich nur von Dextro Energieen ernährte. Jeden Morgen wog ich mich auf der Waage und war das Gewicht wie beim Vortag oder hatte ich gar zugenommen, trieb ich mich den ganzen Tag nur noch härter an. Die Liebe in meinem Leben erstarb ganz langsam. Und weil ich keine Liebe für mich empfand, konnte ich meine Mutter auch nicht lieben. Irgendwann wurde es ihr zu bunt mit meinem Essverhalten und sie schleppte mich zu einer Psychiaterin, die in einem Krankenhaus arbeitete. Dort, in diesem Krankenhausflur schlichen dünne, ausgemergelte Gestalten an mir vorbei.

Auf der einen Seite widerten sie mich an und auf der anderen Seite war ich neidisch auf sie – weil sie weniger wogen als ich.

Sie lebten disziplinierter als meine Wenigkeit. Dann musste ich mich bis auf die Unterwäsche ausziehen, wurde gemessen und gewogen und für noch nicht dünn genug für die Klinik befunden – es fehlten ganze 2 Kilos, um eingewiesen zu werden.

Das war mir aber vollkommen egal, denn es war ja mein erklärtes Ziel dünn zu sein, wo war das Problem?

Da ich selbst so nicht recht wusste, warum ich eigentlich diesen Abnahmemarathon gestartet hatte, konnte ich meiner Mutter auch nicht sagen, warum ich so dünn sein wollte.

Meine Seele empfand ich wie ein kleines schwarzes verkohltes Ding, etwas das nicht mehr existieren wollte, ja ich wollte einfach aufhören zu existieren, mich auflösen und den inneren Schmerz, den ich empfand, nicht mehr verspüren. Deshalb verstand ich auch den Schmerz, den meine Mutter mir gegenüber verspürte, absolut nicht – denn, ich wollte einfach nicht mehr leben. Ich war keine 16 Jahre alt und einfach fertig mit der Welt und die Welt anscheinend auch mit mir. Mittlerweile hatte meine Essensroutine fast bizarre Ausmaße angenommen, denn: Ich aß einen Tag lang nichts und den anderen Tag stopfte ich mir alles was ich wollte in mich hinein. Meine Mutter, froh zu sehen, dass »das Kind überhaupt etwas aß«, kaufte mir auch alles mögliche. Sie war nur froh, wenn ich etwas aß, da war es ihr einerlei, was es war. Mit dieser Esstaktik versuchte ich meiner Mutter zu beweisen, dass doch alles gar nicht so schlimm sei – aber in Gedanken plante ich schon meinen nächsten Selbstmordversuch. Ich konnte mich nur nicht durchringen mich vor den Zug zu werfen, so sammelte ich Tabletten, da ich gelesen hatte, dass man bei einer Überdosierung leicht sterben konnte.

Einfach friedlich einschlafen und nie wieder aufwachen. Das wars. Die Schule lief währenddessen weiter und ich wurde immer schlechter in den Fächern. Dann – eines Nachmittags – wachte ich in meinem Bett auf und schlagartig wusste ich, warum es mir so schlecht ging: Ich wurde missbraucht.

Seine Augen starrten mich an und ich verspürte dasselbe Unwohlsein, dass ich als 9-jährige verspürt hatte.

Er war nicht aus der Familie, sondern wurde mir eines Tages vorgestellt und in einem Augenblick tat er plötzlich etwas mit mir, was meine Seele erschütterte. Ich lag nun im Bett und die Gefühle, die ich damals verspürte, prasselten wie ein Starkregen auf mich ein. Unaufhörlich durchlebte ich die Gefühle, die sich wie eine Explosion ausbreiteten. Angst, Wut und Scham schienen sich wie bei einem Ping Pong Spiel abzuwechseln und an Stärke zuzunehmen, so dass ich fast ohnmächtig erstarrt im Bett lag und unfähig war, irgendeinen klaren Gedanken zu fassen.

Ich wollte ihn umbringen, ihn vernichten.

Er hatte mich vernichtet, meine Kindheit, meine Jugend und meine Zukunft. Alles lag in Scherben.

In meinen Vorstellungen backte ich einen Kuchen, der mit Rattengift durchsetzt war und stellte den Kuchen als Geschenk vor seiner Haustür. Ich ging zum Psychologen, weil meine Mutter mich wegen der noch immer vorhandenen Essstörung darauf drängte. Sie ahnte ja nicht, was für ein Gefühlskrieg in meinem Herzen statt fand. Ich saß bei ihm und als ich ihm vom Missbrauch erzählte, fing ich an zu weinen und die Gefühle überschlugen sich in mir innerlich.

Als ob meine kleine schwarze verkrustete Seele – wie ich sie immer gesehen hatte – Risse bekommen und ihr Innerstes, wenn auch nur bruchstückweise, preisgegeben hatte.

Die größte Angst, die ich mit mir trug war:

Du darfst es niemandem sagen!

Ich empfand eine Scham, die ein Unbeteiligter nicht verstehen konnte, weil es ja nicht meine Schuld gewesen war.

Aber ich sah meine Mutter vor meinem geistigen Auge und wie sie immer betonte, dass sie und mein Vater sich solche Mühe gegeben hatten, uns eine gute Kindheit zu geben, dass ich glaubte, wenn ich ihr von dem Missbrauch erzählen würde, würde sie ebenso seelisch Schaden erleiden wie ich.

Und da lag es für mich nahe, lieber nichts zu sagen, so dass wenigstens nur eine Person psychisch litt und nicht noch eine Weitere das durchmachen musste, was ich empfand. Meine schulischen Leistungen waren mittlerweile zu einem so großen Pro-

blem geworden, dass meine Mutter mich auf eine Privatschule schickte, da dort der Realschulabschluss erst mit der 12. Klasse absolviert wird. So lernte ich das erste Mal in meinem Leben die Waldorfschüler kennen und vor allem die Lehrer von dieser anthroposophischer Lehre.

Ich selbst sah das Ganze unglaublich pragmatisch, denn es gab in der Klasse keine zweite Fremdsprache. Da die englische Sprache für mich völlig ausreichend war, grammatikalisch an ihr zu zweifeln, freute ich mich, nie mehr französisch lernen zu müssen. Nun flechtete ich Körbe, zimmerte Spiegel und hämmerte mit einem Hammer auf selbstgemachte Nägel in den kreativen Werkstätten. Es gab Menschen, die ein Händchen für handwerkliche Sachen besaßen. Dazu zählte ich definitiv nicht!

Schon als Kindergartenkind erlebte ich, wie schlecht meine Fensterbildchen im Vergleich zu den anderen Kindern aussahen, so dass ich beschloss, keinen handwerklichen Beruf zu ergreifen.

Nun war ich also auf einer Schule, die besonderen Wert auf selbstgemachte Dinge legte.

Wenn man das Wort Waldorfschule in den Mund nahm, dann verbanden das ganz viele Menschen mit einem weiteren, fast mysteriös klingenden Wort: Eurythmie.

Was konnte man sich darunter vorstellen?

Eine Geschichte wurde erzählt und tänzerisch dargestellt.

Jedes Wort besaß seine eigene Ausdrucksform.

Die gesamte Schule war vom esoterischen Gedankengut des Gründers Rudolf Steiner durchsetzt. Es gab in dem gesamten Gebäude keine harten Ecken, so bekam der Schulbau ein sehr eigenartiges Aussehen. Ein Raum, der aus vier Ecken bestand, wurde als negative Kraft angesehen.

Die Schüler waren oftmals aus einem reichen Elternhaus und gingen doch sehr oberflächlich miteinander um. Ich wurde psychisch nicht gesünder, sondern lebte noch immer nach meinen harten Essensregeln und nahm weiter beständig ab, das tägliche Wiegen am Morgen war mein Mantra und bestimmte den Ausgang des kompletten Tages.

Da aber die meisten Mädchen in meiner Klasse sehr dünn waren, fiel ich nicht auf. Es gab eine einzige Schülerin in unserer Klasse, deren Mutter arbeitslos war und einige Mitschüler sahen auf sie herab. Für sie war es normal, nur Markenkleidung zu tragen. Dabei spielte das für mich das allerdings überhaupt keine Rolle und sie wurde meine Freundin.

Währenddessen führte das Internet einen Siegeszug durch die Wohnhaushalte und auch ich bekam bald darauf ein Modem.

Stundenlang verbrachte ich die Zeit im Chatraum und spielte auch mit einigen Usern sogenannte »Ballerspiele.«

Meine Schwester Sandra wohnte ebenfalls in Lübeck und sie besuchte uns ab und zu. Ich nahm ihr innerlich übel, dass sie sich als was besseres aufführte, weil ich nur auf die Realschule ging und sie bereits das Fachabitur abgeschlossen hatte.

Deshalb beschränkten sich die Besuche auf oberflächliches Gerede, weil beide Seiten eine Konfrontation scheuten.

In der Zeit begann mein spiritueller Sinn wieder zu wirken, denn ich bekam dunkle Vorahnungen, dass meine Mutter bald sterben würde. Diese wurden so stark, dass ich ihr mitteilte, echte Angst zu verspüren. Sie schüttelte nur den Kopf und meinte, dass ich mir das einbilden würde, was sollte denn schon passieren?

Auch wenn wir uns oft stritten, ich konnte mir nicht vorstellen, ohne sie zu leben. Die Monate gingen ins Land und nichts pas-



sierte. Langsam zweifelte ich an meinem Gefühl und auch die Vorahnungen wurden weniger, alles hüllte sich wieder in eine neblige Decke und zurück blieb nur meine Unsicherheit.

Eines Tages, eröffnete meine Mutter bei einem Restaurantbesuch, dass sie an einem Gehirntumor litt.

Sie wurde schon seit längerem von Kopfschmerzen geplagt und als sie bei der Arbeit ohnmächtig wurde, ordnete der Arzt eine Untersuchung an, bei der der Tumor festgestellt wurde.

Mir fiel das Essen fast wieder aus dem Mund.

Warum musste es sie treffen? Und was würde passieren, wenn die Operation schief lief? Eine ordentliche Vorbereitungszeit gab es für uns beide nicht, denn der OP Termin war bereits angesetzt und es war noch nicht klar, ob der Tumor bösartig war.

Niemand machte sich im voraus Gedanken darüber, wie das sein würde, wenn etwas schief lief – weil es ja eh immer den Anderen passierte und nicht einem selbst! Meinen Seelenschmerz hatte ich mittlerweile mehr schlecht als recht im »Griff« – ich verdrängte so gut es ging, was ich erlebt hatte und flüchtete mich in die Oberflächlichkeit des Alltages.

Der Tag der Operation kam und bange Stunden verstrichen, ich saß zu Hause und wartete ungeduldig auf den Anruf. Als das Telefon klingelte, zuckte ich zusammen, sprang vom Sofa auf und rannte zum Hörer.

Meine Hoffnung brach zusammen und ich verstand zunächst nicht, was man mir erzählte. Etwas war schiefgelaufen, denn meine Mutter wachte nicht auf. Obendrein hatte sie während der Operation einen Asthmaanfall bekommen, aus der sich später eine Lungenentzündung entwickeln sollte. Jetzt hielt ich es nicht mehr in der Wohnung aus und musste meine Mutter besuchen.

Dennoch graute es mir davor, denn ich wusste nicht was mich erwarten würde, dort auf der Intensivstation, einer mir unbekanntem Welt. Überall unangenehme sterile Gerüche und Menschen die Handschuhe und Masken trugen, verstärkten das negative Gefühl. Eine Krankenschwester führte mich in den Raum.

Mehrere Betten standen darin und eine Frau wuselte geschäftig um eines herum. Sie nickte mir freundlich zu und stellte sich namentlich vor – ihr Mann lag seit einigen Monaten auf dieser Station. Mein Blick fiel wieder auf meine Mutter, jemand kam zu mir und fragte mich ob ich mich setzen wollte, aber ich schüttelte den Kopf. Denn auf dem Bett lag nicht meine Mutter!

Das war ihr Körper, der beatmet wurde, aber meine Mutter war nicht da. Hilflos stand ich wie erstarrt vor dem Bett und die Frau, die ihren Mann pflegte, schüttelte fast böse den Kopf als ich ihr sagte, dass ich die Hand meiner Mutter nicht anfassen könne, nachdem sie mich versuchte zu animieren, meine Mutter zu berühren. Ich konnte es nicht.

Der Körper atmete in dem Rhythmus, den die Maschinen vorgaben, aber meine Mutter, das was sie als Mensch ausmachte, das war nicht vorhanden. Fast fluchtartig verließ ich die Intensivstation und fühlte mich so unendlich schuldig, weil ich die Hand meiner Mutter nicht berühren konnte, während die andere Frau wie fast selbstverständlich ihren Mann liebevoll pflegte.

Nach einer Woche Krankenhausaufenthalt und der Ungewissheit, ob meine Mutter je wieder aufwachen würde, schlug sie die Augen auf. Der Tumor war zwar gutartig gewesen, hatte aber auf den einen Ohrnerv gedrückt und ihn nachhaltig beschädigt, so dass sie auf dem Ohr taub wurde.

Petra, die älteste Schwester, kam zu uns und kümmerte sich sehr aufopferungsvoll um sie. In all den Jahren hatte sie von sich aus den Kontakt zur gesamten Familie abgebrochen. Nun lebte sie in der Wohnung mit mir zusammen. Ich fand das auf der einen Seite gut, aber auch sehr ungewohnt, weil wir uns stark entfremdet hatten. Die Scham die ich empfand, weil ich nicht wirklich bei meiner Mutter im Krankenhaus gewesen war, zu einem Zeitpunkt, wo sie mich wirklich gebraucht hatte, wuchs.

Begleitet wurden meine Schuldgefühle, als meine Mutter nach Hause kam und von ihrer Nahtoderfahrung berichtete. Sie sah sich im Zimmer um und erkannte Petra und Sandra, die an ihrem Krankenbett saßen, aber ich Kristina, war nicht da.

Gott schickte sie nach ihren Angaben wieder auf die Erde, um mich nicht alleine zu lassen. Ich druckste herum und gab zu, dass ich nur ein einziges Mal im Krankenhaus gewesen war. Anschließend musste meine Mutter für einige Wochen in die Reha und Petra verschwand genauso aus unserem Leben wie sie kam, ohne große Worte. Ich war wieder allein in der Wohnung.

In dieser Zeit mussten wir Schüler ein Praktikum bei einer Firma absolvieren. Anscheinend sollten wir den »Ernst des Lebens« kennen lernen. Welchen Beruf wollte ich eigentlich nach der Schule ergreifen?

Ich hatte mir nie große Gedanken darum gemacht, aber eigentlich stand für mich fest: Ich werde Künstlerin!

Das man mit diesem Berufswunsch nicht wirklich weit kam, war mir auch bewusst. Also entschied ich mich ein Praktikum bei einer Computerfirma zu absolvieren, denn ich hing nach wie vor Stundenlang in den Chaträumen herum und verlebte einen Großteil meiner Teenagerzeit in der Welt des Internets.

Die Schulzeit näherte sich immer mehr dem Ende aber noch immer wusste ich nicht, was ich danach machen würde.

Das sorgte für ordentliche Zündstoff zu Hause, denn meine Mutter ärgerte sich ihrerseits, dass ihr Kind so wenig Antrieb besaß, für die eigene Zukunft zu planen.

Dann verschwand Amigo.

Sie war eine Freigängerkatze und als der zweite Tag von ihrem Verschwinden anbrach, fingen meine Mutter und ich an, uns Sorgen zu machen. Die Zeit der Reha war vorüber gegangen, aber noch immer plagten sie Koordinationsprobleme.

Der nächste Morgen kam und keine Katze stand vor der Tür.

Ich ging alleine zur Bushaltestelle und erinnerte mich daran, wie sie mich oft begleitet hatte. Wie ein Hund lief sie neben mir her und wartete an der Haltestelle, bis ich in den Bus einstieg.

Wenn die Schule vorbei war und Amigo mich entdeckte, dann lief sie mit mir nach Hause, um zu essen und anschließend wieder in der Natur zu streunern. Das war der Preis für die Freiheit, dachte ich traurig. In der Schule konnte ich mich kaum auf den Unterrichtsstoff konzentrieren. Viel schlimmer als das Verschwinden der Katze, war die Ungewissheit, was ihr zugestoßen sein mochte. Alle möglichen und grausamen Szenarien schwirrten in meinem Kopf umher.

War sie vom Jäger erschossen worden? Oder entführt, um in einem Versuchslabor zu enden? Durchlitt sie gerade Höllenqualen, während ich auf meinem Stuhl saß und die Schultafel anstarrte? Ich versuchte mich zu beruhigen und mir einzureden, dass sie wieder auftauchen würde – aber jedes mal, wenn ich nach Hause kam, blieb sie verschwunden.

Meine Mutter hatte in dieser Zeit sich angewöhnt, mich von ihrer Arbeitsstelle anzurufen, aber sie vermied es irgendwann, mich zu fragen, ob Amigo wieder daheim sei. Wir plauderten über oberflächliche Dinge. Als eine Woche vergangen war, musste ich schmerzlich realisieren, dass die Katze weg war und nicht mehr wiederkommen würde. Egal wie sehr ich mir das wünschte. In dieser Zeit fing ich an, Gott zu verfluchen. Warum musste er mir das Liebste im Leben nehmen? Und dann auch noch auf so eine grausame Art und Weise. Amigo hatte ich alles erzählt, was mich belastete. Meine Seele, die ich nach wie vor hinter Schloss und Riegel versteckte, offenbarte ich dieser kleinen Katze.

Ihr Schnurren beruhigte mich, wenn ich wieder mal ratlos vor den Mathe Hausaufgaben saß und nicht wusste, wie ich sie lösen sollte. Sie war eine Freundin und Therapeutin für mich. Und nun war sie weg. Spurlos. In der Schule fragte man mich nach meiner Katze, aber meinen Schmerz verstanden die meisten nicht – es war ja nur ein Tier gewesen. Unsere Wohnung lag im Erdgeschoss und an der Rückseite erstreckte sich ein riesiger Gemeinschaftsrasen. Es gab keine Begrenzungen an den anliegenden Häusern, so dass man quasi ganz leicht von Terrasse zu Terrasse gehen konnte. Eines Nachmittags schlenderte ich auf dem Weg nach Hause über diese Rasenfläche und in einer leerstehenden Wohnung bemerkte ich eine Bewegung.

Ich ging näher hin, um nachzusehen, was sich dort bewegte und schrie laut auf. Amigo stand in der leeren Wohnung und versuchte, sich durch das gekippte Fenster wieder zu befreien. Offensichtlich war sie durch den offenen Spalt geklettert und nun saß sie in der Falle. Ich rannte sofort zu meiner Wohnung, schnappte mir eine Dose Katzenfutter und kippte den Inhalt durch den Spalt, damit sie etwas zu essen bekam.

Noch immer mit wild pochendem Herzen, rief ich den Makler an, der die Wohnungen verwaltete. Glücklicherweise lebte er nicht weit von der Wohnsiedlung entfernt, so dass er in einer halben Stunde zu mir kam und die Wohnung aufschloss.

Ich nahm meine kleine dünne und abgemagerte Katze in den Arm und trug sie in meine Wohnung, wo ich sie absetzte, ihr Futter gab und sie unablässig streichelte.

Fassungslos saß ich bei ihr, während sie sehr hungrig das Futter in sich rein schlang. Ich dankte dem Makler und verabschiedete mich von ihm. Dann klingelte das Telefon. Meine Mutter war am anderen Ende der Leitung und ich teilte ihr mit, dass Amigo wieder bei uns zu Hause wäre. Das war das schönste Geschenk der Tage gewesen und ich dankte Gott dafür, dass meine Katze wieder bei mir war. Danach vergaß ich ihn aber ebenso schnell, wie ich an ihn dachte. Ich widmete mich sehr schnell anderen Dingen und Gott besaß keinen Platz darin, denn, in der Schule begann die Steinzeit. Und ich meine nicht, dass wir wie Höhlenmenschen herumhockten, sondern ich begann mich intensiv mit den unterschiedlichsten Steinen zu befassen.

Es gab Heilsteine, die bestimmte Krankheiten lindern oder gar verschwinden lassen konnten und Schutzsteine, falls dich jemand verfluchte oder dir den »bösen Blick« zuwarf. Ich glaubte so fest

an diese Tatsachen, dass ich ohne bestimmte Steine in meiner Hosentasche oder als Kette, nicht aus dem Haus gehen wollte. Man war ja nirgendwo sicher. Auch glaubte ich zu fühlen, dass es mir mit den Steinen seelisch besser ging, denn mich plagten ab und zu sehr heftige Depressionen.

Zuerst wusste ich gar nicht, dass ich eine Depression verspürte, aber ich konnte mich für Tage nicht motivieren, irgendetwas zu tun. Ich lag im Bett, fühlte mich leer, aber aufstehen, das konnte ich auch nicht. Oftmals saß ich dann nur herum, ohne irgendetwas zu tun. Da diese Depression mich am Wochenende erwischte, erfuhr meine Mutter auch nichts davon, ich erzählte ihr nichts von meinen Gefühlen und so dachte sie nur, dass das Kind eben lange schlief. Als ich eines Tages bei einer Freundin ein Buch entdeckte und darin blätterte, glaubte ich die Fragen im Leben endlich beantworten zu können. Ich durfte das Buch mitnehmen und am Abend las ich intensiv darin.

Es war ein Hexenbuch.

Die Zaubersprüche, die darin standen, faszinierten mich.

Jedoch waren die meisten Sprüche auch mit sehr drastischen Vorbereitungen verbunden. Bei einem Zauberspruch musste man auf den Friedhof gehen, einen Sarg ausgraben und aus dem Sarg ein paar Nägel raus ziehen. So eine offensichtlich strafbare Handlung schreckte mich ab, aber ich probierte dennoch viele Zaubersprüche aus, die mit weniger Aufwand verbunden waren. Das Hexenbuch erklärte, dass es zwei Arten von Magie gab.

Die weiße Magie wurde als harmlose Magie vorgestellt, denn sie war die positive Kraft, wohingegen die schwarze Magie für Schadenszauber gebraucht wurde. Was sollte denn schon passieren, wenn ich nur die Weiße benutzte? Während ich wieder einmal er-

folglos versuchte, einen Liebeszauber effektiv anzuwenden, verdunkelte sich meine Stimmung plötzlich extrem ins negative. Vor lauter Wut, dass ich noch immer auf der Erde lebte, packte ich ein Cuttermesser und fing an wie wild meine Pulsader aufzukratzen. Ich schaffte es die Haut so sehr aufzukratzen, dass ich die blaue Pulsader vor mir liegen sah. Erschöpft von all der Wut und dieser schmerzhaften Handlung, fiel ich ohnmächtig zu Boden. Als ich aufwachte, dachte ich

»Was tust du da eigentlich?«

Ich verband die Wunde und legte mich ins Bett und verspürte mittlerweile nur eine endlose Leere in mir selbst.

Warum konnte man nicht auf eine einfachere Art und Weise sterben? Und warum verspürte ich diesen inneren Sterbenswunsch so sehr? War das normal? Verspürten alle Menschen so was von Zeit zu Zeit? Ich wusste, dass Nathalie auch schwere Zeiten überstehen musste, aber war sie genauso depressiv wie ich? Das musste ich verneinen. Am Abend kam meine Mutter nach Hause und ich trug einen langen Pullover, damit sie nicht sah, was ich an meinem Handgelenk veranstaltet hatte. Bei einem zaghaften Versuch ihr zu sagen, dass ich Depressionen verspürte, schüttelte sie nur mit dem Kopf und meinte

»Du hast doch keine Depressionen!«

Damit war die Unterhaltung beendet und ich verschwieg ihr von da an meine Gefühle. Da sie vom Missbrauch nichts erfahren sollte, war ich eben alleine. Aber besser einer litt, als zwei. Außerdem suchte mich eine starke Angst heim, dass sie mir eh nicht glauben würde. Ich war ein Kind mit sehr viel Fantasie gewesen und glaubte, dass sie das wohl auf diese Tatsache schieben würde. Vom vielen Computerspielen genervt, fragte meine Mutter



mich, warum ich nicht mit den Jugendlichen in diesem Viertel spielen würde. Warum eigentlich nicht? Ich zog einige Wochen mit ihnen tatsächlich um die Häuser, aber sie rauchten und tranken gerne viel Alkohol. Da ich Asthmatikerin war und mein tägliches Spray nehmen musste, fiel ich schon dadurch negativ in dieser Gruppe auf, weil ich die Zigarette ablehnte. Irgendwann hörte ich einfach auf, mich mit ihnen zu treffen, es gab keinerlei Gemeinsamkeiten mit ihnen und ich widmete mich lieber den virtuellen Freundschaften, die ich am Computer pflegte.

Studieren wollte ich auf gar keinen Fall, deshalb war ich vollkommen zufrieden mit dem Realschulabschluss.

Das Verhältnis zu meiner Mutter nahm immer eisigere Temperaturen an. Sie sah mich als jemand, der faul vor dem Computer hockte und nichts tat. Und in meinen Augen meckerte sie mich ungerechtfertigter Weise an, denn ich schrieb Bewerbungen an Firmen, die alle mit einer Absage beantwortet wurden. Dabei hatte ich mich nun endlich entschieden, was ich berufsmäßig machen wollte: Mediengestalter.

Dummerweise wollten in der Zeit noch ein paar tausend andere junge Erwachsene diesen Beruf lernen, so dass auf jeder ausgeschriebenen Stelle viele hunderte Bewerbungen eingingen. Mit einem mittelmäßigen Realschulabschluss konnte ich auch keine Bonuspunkte einfahren, so dass ich irgendwann einen Job in ein Restaurant begann, damit die Streitereien zu Hause aufhörten. Ich wusch nun Teller in elf Stunden Schichten und fuhr völlig fertig nach Hause, um an den freien Tagen nur zu schlafen und die Fußschmerzen, die ich vom vielen Stehen bekam, zu lindern. Das war kein Job, den ich für immer machen wollte und die Angst, keinen Ausbildungsberuf zu finden, verstärkte sich. Dann wurde meine Katze krank. Sie roch komisch und verhielt sich merkwürdig. Eine Tierärztin gab uns Tabletten mit, die ich ihr geben musste, damit die Organtätigkeit nicht versagte. Zu meiner Erleichterung fing Amigo wieder an, regelmäßig zu trinken, ich glaubte, das schlimmste überstanden zu haben. Eines Morgens lag sie wieder wie in alten Zeiten in meinem Bett, streckte sich und kuschelte sich in die Decke.

Ich deutete das als gutes Zeichen und ging zur Arbeit.

In der Restaurantküche gab es außer mir und Annemarie nur Männer. Der Ton, der in so einem Arbeitsumfeld herrschte, war sehr rau, obwohl der Küchenchef tatsächlich noch der netteste unter allen Angestellten war. Manchmal wurden schneller Teller verbraucht, als sie abgewaschen werden konnten, das verstärkte das stressige Klima nur noch mehr, vor allem wenn man alleine an diesem Platz arbeitete.

Pausen gab es nicht, warum auch, man hatte die ganze Zeit daran zu arbeiten, den Geschirrberg, der stetig wuchs, abzutragen.

Die einzige Pause, die ich mir gönnte war, wenn ich aufs Klo gehen konnte. Dort schloss ich für ein, zwei Minuten meine Augen und legte kurz meine Füße hoch. Und waren alle Gäste gegangen, mussten wir die Küche natürlich noch säubern.

So fuhr ich oftmals um 4 Uhr Nachts nach Hause und schlief sofort ein. Ich musste mir keine Sorgen machen, bei der morgendlichen Gewichtskontrolle »durchzufallen«.

Denn ich gönnte meinem Körper noch immer nichts, er bekam nur das Minimum, um den Tag zu überstehen.

Am nächsten Morgen wachte ich auf und sah, dass Amigo mit dem ganzen Körper unkontrolliert zuckte. Ich rief meine Mutter und brachte die Katze zum Waschbecken, damit sie dort etwas trinken könnte, aber sie zuckte aber nur noch weiter mit dem Körper und konnte nicht mal mehr ihren Kopf erheben.

Wir wussten nur eines: Sie musste sofort zum Tierarzt gebracht werden! Wir fanden jemanden der für uns die Praxis öffnete, denn heute war der 1. Advent. Ich legte Amigo in das Körbchen, welches ich selbstgeflechtet hatte und weinend fuhren wir zum Tierarzt.

Mein Verstand hatte die Entscheidung, die nun bevorstand, schon gefällt – nur mein Herz litt darunter.

Als ich sie so daliegen sah, sie zuckte nur noch gelegentlich, wusste ich, dass ich sie jetzt gehen lassen musste. Er gab ihr die Spritzen und wir gingen zügig zum Wagen. Nun war es vorbei.

Die nächste Zeit litt ich unter Albträumen, wo der Tierarzt mir erschien und mir sagte, er hätte sie wieder geheilt.

Nach dem Aufwachen musste ich erst mal weinen.

Das Jahr neigte sich dem Ende entgegen und mir graute die Vorstellung, ohne Tiere Weihnachten feiern zu müssen.

Deshalb fuhren meine Mutter und ich zu einem nahe gelegenen Tierheim – nur »um mal zu gucken«. Daraus entsprangen zwei Katzen, eine Katze namens Lara und Jerry, ein kleiner junger orangefarbener Tigerkater. Wir konnten Weihnachten ohne Streit oder Stress feiern und zu sehen, wie die Tiere sich über leckeres Essen freuten, machte uns glücklich.

Leider wurde Jerry danach sehr bald von einem Auto überfahren und da brach irgendwas im Herzen von meiner Mutter.

Sie teilte mir mit, dass ich Lara mitnehmen müsse, wenn ich ausziehen sollte. Ein Tier wollte sie nicht mehr bei sich haben. Der Tod des Katers hatte sie zu sehr getroffen und sie tat mir unendlich leid. Ich selbst wurde zunehmend frustrierter, weil jede Bewerbung, die ich abschickte, wieder zurück kam.

Die »motivierenden« Absagen, dass man mir alles Gute wünschen würde für meinen weiteren Weg, zogen mich erst recht seelisch runter. Wie konnte man mir alles Gute wünschen, wenn man mich ablehnte?

Dann geschah etwas, was die gesamte Welt auf den Kopf stellte und die eigenen Sorgen unwichtig erschienen ließ.

Ich hatte einen Termin beim Zahnarzt, dem ich nur sehr widerwillig nachging. Es gab Menschen, die von Zahnoperationen im Leben verschont geblieben waren – ich nicht. Mein Leben fand zwischen festen und losen Klammern statt. Der Besuch beim Doktor war ein Routinebesuch, ich hatte das Vergnügen, zwei Klebebrücken zu besitzen.

Die saßen dummerweise nur immer sehr kurzfristig an Ort und Stelle. Sie lösten sich gerne und oft, als ob sie einen geheimen Pakt mit dem Arzt geschlossen hatten.

Der Zahnarzt, der zur älteren Generation gehörte, zog und zuckelte so hart in meinem Mund rum, dass ich glaubte, er würde gleich Frischfleisch zubereiten. Er klebte die Brücken wieder fest, murmelte etwas von »Ich versteh nicht, warum der Kleber nicht hält.« und entließ mich in die Freiheit.

Zuhause angekommen, ging ich – wie sonst auch – sofort in meinen »Stammchatraum«, dort wurde mir gesagt, dass ich sofort den Fernseher einschalten sollte. Ich sah das Programm und verstand nicht, was da lief.

Heute war der 11. September 2001.

Meine Mutter kam später von der Arbeit heim und schaute sich ebenso die Nachrichten und Sondersendungen an – im Gegensatz zu ihr, konnte ich aber nicht aufhören, mir alle Sendungen anzusehen, die liefen. Die ganze Nacht blieb ich auf, es folgte Sendung auf Sendung. Zwischendurch musste ich weinen, so tief ergriff mich die Not der Menschen, die das gerade live miterleben mussten. Drei Tage wollte ich nicht aus dem Haus gehen. Jedoch, alles einigeln nützte nichts, ich musste schließlich arbeiten gehen

und meine freien Tage neigten sich dem Ende entgegen. Ich merkte, dass mein generelles Aufenthaltsrecht bei meiner Mutter ablief, da wir immer weniger normal miteinander reden konnte. Wir hatten uns die Tage vorher immer mal wieder heftig gestritten, das Thema war wie sonst auch: Ein fehlender Ausbildungsplatz. Langsam schraubte ich meine Ansprüche im Ausbildungsberuf herunter. Hauptsache irgendetwas im Büro, dachte ich, damit man dieses Wissen später auch zu Hause anwenden konnte. Als ein Bekannter mir anbot in seine Zweitwohnung nach Hamburg zu ziehen, ergriff ich diese Möglichkeit. Die neue Umgebung war sehr ungewohnt für mich.

Seine Wohnung lag in einem biedereren Stadtteil von Hamburg, dort, mit ordnungsgemäßen Rasenflächen, und neugierigen Nachbarn. Jetzt war ich erst mal von meiner Mutter entfernt, aber nun hatte ich seine Mutter an meinen Hacken kleben.

Diese kam gerne unangekündigt in die Wohnung, völlig egal ob ich schlief oder sonst was tat.

Es war ihr egal, ob ich anwesend war, sie begann die Vorhänge abzunehmen, um sie zu waschen und an einem anderen Tag wieder aufzuhängen. Ich fühlte mich ausgehorcht und ausspioniert. Ihr freundlicher Tonfall änderte nichts daran, dass sie mir gegenüber eiskalt bemerkte »dass ich so schnell ganz sicher keine eigene Wohnung oder gar einen Ausbildungsplatz hier finden würde.« Irgendwann nickte ich einfach nur und ließ sie reden, denn das letzte was ich wollte, war aus dieser Wohnung rausgeworfen zu werden.

Trotz allem suchte ich weiterhin nach einer kleinen, günstigen Wohnung für mich, weil ich konnte nicht wieder zurück zu meiner Mutter gehen.

Es wäre für uns beide nicht gesund, wieder gemeinsam in einer Wohnung zu leben, deshalb durchforstete ich den Immobilienmarkt, telefonierte mit Maklern und besichtigte Wohnungen und trotz aller Unkenrufe von meiner Zweitmutter machte ich bald darauf ein Besichtigungstermin aus, bei dem ich meine Traumwohnung fand. Das Ein-Zimmer-Apartement war sehr kompakt. Der Balkon war fast genauso groß wie der Raum und wenn man einen Schritt tat, stand man bereits an der Küchenspüle. Aber die Wohnung war günstig und so zog ich mit Lara in mein erstes, eigenes Zuhause.

Währenddessen lernte ich Paul kennen, einen Künstler, der für alle möglichen Bühnen der Welt Choreographien entwickelte.

Er lebte mit seinem Freund zusammen und half mir, meinen Gesang zu verbessern, denn insgeheim träumte ich noch immer von einer Karriere als Musikerin. Paul erzählte mir, dass seine Freundin beim Theater arbeiten würde und dieses suchte einen Praktikanten. Meine Pechsträhne schien sich endlich aufzulösen, denn ich bekam den Praktikumsplatz, mit Aussicht, dort eine Ausbildung beginnen zu können.

Es klingelte an der Tür und eine junge Frau stand vor mir.

Sie trug ein Tablet in ihren Händen. Darauf lag ein Brot und ein Salzstreuer. Sie begrüßte mich als neue Nachbarin, denn sie besaß die Wohnung gegenüber von mir.

Ich bedankte mich für die Geschenke und wir verabredeten uns zum Essen am Wochenende.

Anschließend ging ich ins Bett und schlief ein.

Als ich aufwachte, merkte ich, dass ich meinen Körper nicht bewegen konnte. Er lag wie festgebacken auf dem Bett.

Einzig die Augen konnte ich öffnen, aber selbst sprechen ging nicht, denn nur undeutliche Gurgellaute verließen meinen Mund.

Ich wollte so sehr schreien, aber ich konnte es nicht.

Dann nahm ich eine Gestalt wahr, die mir unglaubliche Angst einjagte, da ich mich nicht bewegen konnte. Ich versuchte verzweifelt, diese Starre zu überwinden und schließlich gelang es mir, mich zu befreien.

Als ich mich im Zimmer umsah, war die Gestalt nicht mehr da.

Hatte ich das alles nur etwa geträumt?

Aber wie konnte ich so was träumen, wenn ich mich real versucht hatte, zu befreien? Ich legte mich wieder hin und plötzlich überkam mich die Starre wieder. Wieder strampelte und gurgelte ich, um mich zu befreien, aber jedes mal fiel ich wieder in die Starre zurück, wenn ich mich wieder ins Bett legte.

Es war wie verhext.

Völlig gerädert stand ich am nächsten Tag auf und als ich auf der Arbeit alte Akten im Keller schredderte, dachte ich über die letzte Nacht nach. Waren es Außerirdische und falls ja, was wollten die



denn ausgerechnet von mir? Ich nahm meinen Schutzstein aus der Hosentasche und betrachtete ihn lange. Dann packte mich eine kalte Wut und ich feuerte ihn in die nächste Ecke.

Er war wertlos für mich geworden, denn er hatte mich nicht beschützt! Ich war alleine im Keller und starrte auf die trostlosen Wände. Das war mal ein Büro gewesen, aber die Abteilung zog in ein Haus in der Nähe, deshalb wurde dieser Raum geleert.

Mich hatte man mit der vertrauensvollen Aufgabe betraut, alte Akten zu zerschreddern.

Dummerweise war das kein professioneller Schredder, sondern einer von der Sorte »billig und empfindlich«.

Mehr als drei Blätter vertrug der arme Kerl nicht und wenn eine Klammer hineingeriet, dann streikte er sofort. Wenn ich so arbeiten würde wie dieser Schredder, ich hätte den Ausbildungsvertrag nie erhalten. Ich holte mir mein Sandwich aus der der Brot-dose und aß es mit einem Seufzen.

Wenn man jeden Tag über 8 Stunden nur Akten schredderte, dann konnte es einem schon sehr langweilig werden, vor allem, da ich vollkommen alleine in dem fast leeren Büro saß.

Der Ausbildungsberuf war wie eine frische Liebesbeziehung.

Am Anfang sah man alles durch eine dicke, rosarote Brille und nun, nach ein paar Monaten, wurde die Farbe immer blasser und blasser. Dennoch arbeitete ich gerne, denn ohne Arbeit würde wieder das Arbeitsamt mir im Nacken sitzen und mich solange durch sämtliche Vorbereitungsmaßnahmen durchprügeln, bis ich freiwillig die Einstellung »Hauptsache irgendeinen Beruf, egal welchen« verinnerlichen würde. Bürokauffrau, das war wenigstens etwas, was ich immer irgendwo gebrauchen würde können – aktuell wusste ich zwar nicht direkt, wofür, denn meine »Büroar-

beit« zu Hause hielt sich in Grenzen – aber ich zwang mich, positiv zu denken. Und vielleicht würde ich diesen Beruf auch lieben, wenn ich mit der Ausbildung fertig sein würde, man konnte ja nie wissen.

Die Angst, ins Bett zu gehen und einer erneuten Attacke ausgesetzt zu sein, wuchs mit jeder »Angriffswelle«. Denn nicht jede Nacht erstarrte ich, so war ich nie sicher, ob die kommende Nacht wieder eine Horrornacht werden würde, oder ob ich tief und fest bis zum nächsten Morgen schlief. Als ich eines Tages, als ich einen Nachmittagschlaf hielt, angegriffen wurde, wusste ich: So ging das nicht weiter! Ich ging zum Arzt und versuchte ihm, meine Symptome so normal wie möglich zu schildern. Jedoch, alles was ich bekam war ein Kopfschütteln und die freundliche Antwort, dass er so was nicht kannte und auch logischerweise kein Medikament und kein Rezept für mich besaß. Wie vor dem Kopf geschlagen, verließ ich die Praxis.

Und die dunklen Gedanken rasten mal wieder wie wildgewordene Pferde durch meinen Kopf. Ich verstand das Leben einfach nicht. Warum traf es mich? Konnte ich nicht einmal im Leben ein ganz normales Leben leben, wie andere Menschen auch?

Wütend fuhr ich mit der Bahn zurück in meine kleine Wohnung und ich fasste den Plan, zu versuchen, mit diesen Wesen zu reden, denn ich wollte wissen, warum sie mich so ärgerten.

Jedes mal, wenn ein Angriff kam, versuchte ich zu reden, aber mein Mund blieb weiterhin gelähmt, so dass nur ein Stöhnen raus kam.

Eine echte Konversation war dadurch nicht möglich. Und nur durch die größten Kraftanstrengungen konnte ich mich von der Starre befreien, fiel aber sofort wieder in diese, wenn ich mich

wieder hinlegte, um weiter zu schlafen. Es war grauenvoll. Und irgendwann, während ich kämpfte, gab ich auf.

Sollten die Wesen mich halt betatschen, berühren, kitzeln, in die Füße beißen, oder sonst was machen.

Ich konnte nur hoffen und darauf warten, dass der Angriff beendet wurde. So durchlebte ich sehr anstrengende Nächte, ich konnte mich im Büro ein wenig davon erholen, da ich dort mit allen Mitarbeitern gut auskam. Allerdings gehörte zum Ausbildungsberuf auch die Berufsschule.

Dort erkannte ich, wie falsch ich wirklich in diesem Beruf war, denn es saßen mir nur junge Frauen gegenüber, deren Beschäftigungen aus Handys, Diskos und TV Serien bestanden.

Es gab nur drei Jungs in der Klasse, die sich aber dadurch auszeichneten, dass sie keinen einzigen Ton von sich gaben.

An dieser Berufsschule wurde gerade ein neues, modernes Lernmodell getestet. Wir sollten gemeinsam arbeiten und deshalb wurden unsere Tische zusammengeschoben. Selbstständiges Arbeiten war verpönt, es sollte alles in der Gruppe besprochen werden. Ging es in der Schule darum, Wurzeln zu lösen, war jetzt das Soll und Haben meine Lebensaufgabe. In den Pausen stand ich bei meiner »Sitztisch Arbeitsgruppe« und hörte mir immer den neuesten Klatsch und Tratsch an. In ihren Reihen war ich nur geduldet und ich versuchte mich so wenig wie möglich kritisch ihnen gegenüber zu zeigen, da ich ebenso wenig Lust drauf hatte, ganze 3 Jahre isoliert in der Berufsschule arbeiten zu müssen.

Das interessanteste an meiner Arbeit war, die verschiedensten Abteilungen für einen gewissen Zeitraum zu durchlaufen. Ein halbes Jahr arbeitete ich als Stage Manager Assistentin hinter der Bühne und hatte unglaublichen Spaß daran. Zum Beispiel musste

man in den Szenewechseln die Bühne für die kommende Szene vorbereiten. Das absolvierte man im Dunkeln, damit der Zuschauer während der Vorstellung so wenig wie möglich gestört wurde. Daher übten wir die Arbeitsschritte solange, bis man sie quasi blind konnte. Alle Sachen mussten vorbereitet werden, die während des Stückes gegessen, getrunken oder anderweitig benutzt wurden. Da das Theater sehr klein war, herrschte eine gemütliche Atmosphäre vor und hinter der Bühne.

Die Schauspieler zeigten, wie wenig glamourös für die meisten Darsteller das Leben eines Schauspielers war, denn sie verdienten nur geringsten Gagen.

Bei manchen Stücken durfte man mitspielen, allerdings blieb man dabei immer unsichtbar. Ob man den Nachbarn spielte, der ein Tablett dem Schauspieler reichte, oder an der Schnur zog, damit die Vase vom Brett fiel (weil auf der Bühne ein Schuss abgefeuert wurde) – für all das war der Stage Manager verantwortlich und er arbeitete immer allein. Die Verantwortung, die man trug, war sehr groß und ich war immer viel zu aufgeregt, um den Fernseher, der im Arbeitsraum stand, einzuschalten.

Deshalb las ich das Script immer mit, damit ich nicht zu spät etwas vorbereitete. Als die Zeit des Stage Managers vorbei war bediente ich die Kaffeetheke und die Garderobenannahme. Beides war natürlich nicht halb so interessant wie der Job eines Stage Managers, aber ich war glücklich, dass ich an einem Theater meine Ausbildung machen durfte. Schließlich berichteten die anderen Azubis mir oft von ihrer Arbeit.

Es war zwar schon fast ein Widerspruch an sich, aber das wenigste was ich in den 3 Jahren in meiner Ausbildung gemacht habe war: Die Arbeit einer Bürokauffrau.

Trotz all der Arbeit und meiner Tätigkeit als Stubenhockerin konnte ich in Hamburg ein paar Freundschaften schließen. Darunter war auch ein Mädchen namens Bianca.

Sie befand sich in der Ausbildung zur Diakonin und war genauso gläubig wie ich – nämlich überhaupt nicht. Sie hatte sich für diesen Beruf entschieden weil sie als Erzieherin keinen Arbeitsplatz bekam. Sie hatte mein ganzes Verständnis und ich bemitleidete sie oft, wenn sie davon berichtete, dass sie die Bibel nicht verstand. Gottseidank saß ich an einer Arbeitsstelle, wo es den Leuten vollkommen gleichgültig war, ob ich an so etwas glaubte oder nicht.

Das Verhältnis zu meiner Mutter hatte sich ein wenig gebessert. Aber ich konnte ihr nicht vergeben, weil sie nach meiner Ansicht, mich ungerechtfertigterweise aus dem Haus geworfen hatte.

In unseren Gesprächen versuchte ich, keine schwierigen Themen anzusprechen. Dennoch liebte ich sie sehr und wünschte mir nichts mehr, als dass wir eine gesunde Beziehung miteinander irgendwann wieder führen könnten. Eines Tages lud sie mich ein, zu einer Sportveranstaltung mit ihr zu fahren und ich sagte erfreut zu. Einem sogenannten »Jedermannlauf«.

Die Strecke war 7,5 Km lang und meine Schwester Sandra und ihr Freund Martin nahmen daran teil. Meine Mutter und ich standen mit den beiden vor dem Start zusammen und sprachen ihnen Glückwünsche aus. Ich nippte an meiner Cola und bemerkte die spöttischen Blicke von Sandra, denn ich hatte eindeutig ein paar Kilos zu viel auf den Rippen. In letzter Zeit hatte ich mein »Diätprogramm« einfach nicht mehr durchhalten können und durch die ganzen nächtlichen Störungen achtete ich nicht mehr so verbissen auf das, was ich aß. Durch die Arbeit am Theater war ich gefordert und musste jeden Tag hart arbeiten. Und die Berufsschule forderte zusätzliche Nervenstärke, denn ich konnte mich mit diesen Mädchen einfach nicht arrangieren. Deshalb hatte ich mir angewöhnt, am Abend anstatt einen Teller Salat oder Früchte, eher Schokolade oder Chips zu essen, was sich natürlich bemerkbar machte.

Der Blick von ihr dauerte nicht mal eine Sekunde, aber er traf mich und ich ärgerte mich, dass ich überhaupt zu diesem Rennen mitgefahren war. Als der Startschuss abgegeben wurde, setzte ich

mich auf den Rasen, blickte zum Himmel und genoss die Sonne. Nach einer Ehrenrunde auf dem Sportplatz verschwanden die Läufer aus meinem Sichtfeld. Es sollte aber nicht viel Zeit vergehen, ehe ich den ersten Läufer wieder erblickte. Mit hochrotem Kopf lief er ins Ziel ein und wurde von der Menge beklatscht. Allmählich trudelten immer mehr Läufer ein und feierten sich im Ziel. Martin platzierte sich relativ weit vorne, obwohl er mir nachher gestand, dass er gar nicht trainiert hatte.

Beide gesellten sich wieder zu uns. Dann fragte Sandra fast bei-läufig, ob ich nicht auch Lust hätte, an so einem Lauf teilzunehmen. Der nächste Jedermannlauf würde in zwei Wochen stattfinden. Ohne darüber richtig nachzudenken, erwiderte ich »Klar, warum nicht?«

Erst als ich zu Hause ankam, wurde mir langsam bewusst auf was ich mich da eingelassen hatte. Wie sollte ich bitteschön in zwei Wochen für 7,5 Km fit werden? Ich war nie eine Sportskanone gewesen und erst recht nicht im Laufsport. Meine stärkste Lauferfahrung lag darin, als ich 13 Jahre alt war und an den jährlich stattfindenden Bundesjugendspielen teilnahm.

Unter anderem fand ein 800 Meter Lauf statt und allein diese zwei Runden erschienen mir schon unglaublich lang.

Beim Start lief ich wie von einer Tarantel gestochen los.

Die erste Runde absolvierte ich noch in einer wahren Rekordzeit – ich fühlte mich wie Wonder Woman. Ich würde die glorreiche Siegerin sein, die durchs Ziel fliegt! Dieses Gefühl des Siegens überströmte mich und ging mir durchs Mark und Bein. Aber zu Beginn der zweiten Runde ließen meine Kräfte spürbar nach.

Das war auch kein Wunder, da ich ja die ganze Zeit wie eine Irre sprintete. Ich verpulverte meine gesamte Kraft auf der ersten

Runde und ab der Zweiten ging der Horror los. Meine Beine wurden immer langsamer – ich konnte sie nicht mehr steuern. Als ob mein inneres Kraftwerk sich abgeschaltet hatte, so lahm fühlte ich mich. Und das allerschlimmste war: Alle anderen überholten mich. Zum Schluss lief ich als Letzte ins Ziel ein, mit einem riesigen Abstand zu dem vorletzten Läufer.

Das war die letzte glorreiche Erinnerung ans laufen!

Aber nun hatte ich zugesagt und ich wollte nicht kneifen oder eine Ausrede erfinden, nein, ich würde an diesem Lauf teilnehmen, egal wie langsam ich sein würde! So fuhr ich zum Stadtpark, als ich wieder zu Hause angekommen war.

Ich wusste, dass der äußere Stadtparkring ca. fünf Km lang war. Wenn ich diesen also zweimal lief, dann wäre ich auf der sicheren Seite. Auf der Arbeit berichtete ich von der Wette und Sylvia meine Vorgesetzte, meinte, charmant wie immer, dass ich das bestimmt nicht durchstehen würde.

Das spornte mich allerdings noch mehr an.

Die Tage vergingen wie im Flug und nach zwei Wochen fand ich mich vor der Startlinie in der kleinen Stadt Ratekau ein.

War ich nun eine echte Läuferin? Wohl kaum!

Das durchgängige Laufen fiel mir nach wie vor sehr schwer, ich musste immer mal wieder Gehpausen einstreuen, sonst lief ich so langsam, dass man auch hätte gehen können. Martin hüpfte wieder ein wenig herum, beteuerte dass er nicht zu trainieren brauchte und ich beneidete ihn darum. Mittlerweile besaß ich ein halbwegs ordentliches Lauf Outfit, nur mein Shirt war um Längen zu groß und schlabberte mit meinen Nerven um die Wette. Aber nun konnte ich nicht mehr kneifen, jetzt musste ich da durch! Der Startschuss fiel und es ging los.



Erst drehten wir noch eine Runde um den Platz und dann raus auf die Straße. Bei Km zwei dachte ich schon:

»Ach herrjeh, ist das weit.«

Ich lief viel zu schnell, weil ich Angst bekam, die letzte Läuferin zu werden. Das Wetter beim Start empfand ich noch nicht so störend, aber das änderte sich nun beim Laufen, denn die Luft war schwül und das regelmäßige Atmen fiel mir schwer.

Bei Km vier drehte ich mich um, um zu sehen, ob noch welche hinter mir waren. Ganz hinten entdeckte ich ein paar Gestalten, das beruhigte mich. Ich musste ein paar Gehpausen einlegen, damit mein Puls langsam wieder ein normales Tempo annahm.

Meine Schwester war längst außer Sichtweite, jetzt ging es nur noch darum, anzukommen. Dann biss ich die Zähne zusammen und fing wieder an zu laufen – die Strecke zog sich wie ein Kaugummi. Bei Km fünf führte die Strecke wieder in Richtung Sportplatz, das schlimmste war, nun ging es noch bergauf!

Jetzt, wo ich so müde war, musste ich auch noch bergauf laufen – das bedeutete für mich mehr als die Pobacken zusammenzukneifen. Denn der Stadtpark in Hamburg war nur marginal bergig. Ich ging mit flotten Schritten über eine Ampel und entdeckte vor mir zwei weitere Läufer, denen es genauso gut ging wie mir – das gab mir wiederum Kraft und ich überholte sie.

Die Schnecke überholt halt andere Schnecken, dachte ich.

Das Zielfahrzeug überholte mich und dann erblickte ich die schnellen Fünfzehn Km Läufer, die mich überholten – diese waren ein wenig später gestartet als wir. Das waren richtige Läufer, dachte ich. Die rauschten regelrecht an mir vorbei.

Ich hoppelte weiter in meinem bescheidenen Tempo, es ging durch kleine Straßen und vor mir war ein anderer Läufer,

ich behielt ihn im Auge, denn die Beschreibung wurde immer schlechter. Ratekau kannte ich überhaupt nicht und in einer Horrorvision sah ich mich durch die Straßen irren, das Ziel nie mehr findend, irgendwann langsam in der Hitze verendend im Straßengraben liegen. Endlich, ging es wieder bergab und ein Blick auf die Uhr werfend, sagte mir mein Bauchgefühl, dass das jetzt hier bald ein Ende für mich haben musste. Plötzlich sah ich den Eingang zum Sportplatz, meine amateurhafte Qual fand nun endlich ein Ende und ich spürte einen kalten Schauer über meinen Rücken laufen, als ich einsam den roten Weg zum Ziel entlang lief. Eine nette Frau rief mir zu »Nur noch 100 Meter.«

Ich lächelte ihr zu und überquerte die Ziellinie.

Kein Fanfarenstoß, keine Medaille wartete auf mich – aber das war mir vollkommen egal.

Ich hatte an diesem Lauf teilgenommen und ihn geschafft, trotz minimaler Vorbereitungen und das machte mich stolz.

Zu Hause angekommen duschte ich ausgiebig und legte mich anschließend ins Bett. Wie ein Sieger fühlte ich mich und schlief rasch ein. Dann wachte ich auf, wie aus einem Albtraum hochgeschreckt.

Ich konnte mich, mal wieder, nicht bewegen.

Wesen waren um mich, die ich nur schemenhaft wahrnahm.

All meinen Mut nahm ich zusammen und nuschelte undeutlich »Wer seid ihr?«

Plötzlich vernahm ich ein Lachen, aber es war keine Freude darin, sondern ich spürte, das man mich auslachte.

Die Wesen antworteten mir, dass sie einige tausend Jahre alt wären und sie das schon seit langer Zeit täten. Mehr konnte ich von ihnen nicht vernehmen. Sie fingen an, mich zu kitzeln und durch

meine Bewegungsstarre, konnte ich mich nicht wehren, sondern musste das über mich ergehen lassen. Dann, als sie mich endlich verließen, dämmerte ich nach einiger Zeit wieder ein, aber ein ruhiger friedlicher Schlaf kam nicht über mich.

Am nächsten Tag musste ich wieder arbeiten. Relativ gerädert von der Nacht davor, stand ich mit Kopfschmerzen auf und machte mich auf dem Weg. Während der gesamten Woche kam das Lachen dieser Wesen mir immer wieder in den Sinn und ich fragte mich, warum ich es so unangenehm empfunden hatte. Eigentlich hätte ich mich ja freuen können, denn endlich hatten sie mir geantwortet.

Aber war ich schlau aus ihrer Antwort geworden? Keinesfalls! Meine Arbeit am Theater ging weiter ihren gewohnten Weg und ich lebte weiter mein surreales Leben. Die Welt, wie ich sie sah, sah niemand anders – zumindest glaubte ich das zu dieser Zeit. Ich kannte niemanden, der auch dieselben Erfahrungen wie ich hatte. Und das war auch nichts, was ich mit mir vor der Brust herumtrug und jedem erzählte.

Im Gegenteil – ich schämte mich, wie beim Missbrauchsfall sehr und glaubte, dass man mir sowieso nicht glauben würde, sollte ich diese Geschichte erzählen. Also grub ich diese Erlebnisse, so gut es ging, in meine Seele ein und ertrug die nächtlichen Schrecken als mein persönliches Schicksal, welches niemand auf der Welt von mir würde nehmen können.

Besser ich litt, als andere, so empfand ich das.

Vielleicht hatte ich auch in meinem vorherigen Leben schlimme Dinge angestellt, so dass ich jetzt büßen müsste. Ich fing an, mich mit anderen Religionen und Lebensweisheiten zu beschäftigen. Die östliche Religion faszinierte mich, denn die Buddhisten

strahlten immer eine so friedliche Ruhe aus, die ich ebenso besitzen wollte. Was mir besonders gut gefiel, jeder konnte sich Buddhist nennen, wie er wollte – und so nannte ich mich Buddhistin, ohne wirklich die Lehren des Buddhismus überhaupt zu kennen. Ich versuchte, in meiner Freizeit mehr und mehr zu meditieren, scheiterte aber immer an meiner inneren Unruhe.

Und eines Nachts passierte etwas sehr seltsames.

Ich blickte zur Wand und sah mich in einer Yogahaltung auf dem Boden sitzen. Mein Gesicht lächelte, genauso wie die dicken Buddhafiguren. Dieses Grinsen bekam etwas maskenhaftes und dann schwebte ich langsam der Decke entgegen.

Als ich sie erreichte, glaubte ich, dass nun der Schwebevorgang endlich vorbei wäre, aber mitnichten. Mein Seelenkörper brach durch die Decke und schwebte immer höher und höher.

Das Gefühl, welches ich verspürte, war die reinste Angst, denn ich verstand nicht, was mit mir geschah. Und dann in einem einzigen Augenblick, befand ich mich wieder in meinem realen Körper. Das Ganze war so unglaublich, dass ich das alles unter Einbildung einstufte, aber ich hörte auf, Buddha anzubeten.

Das Laufen wurde für mich meine eigene Lebensweisheit, meine persönliche Weltanschauung. Zwar gab es keinen Laufgott, den ich anbetete, aber Gott war für mich eh in »allen Dingen.«

Er war die Natur, die Blätter, das Wasser – Gott war und ist überall. Unterdessen nahm ich an einem Lauftreff für Anfänger teil. Ich vernahm, dass manche über den Hamburg Marathon redeten, der immer im Frühling stattfand und kurzerhand meldete ich mich für diesen Lauf an, obwohl ich mir bis dato nicht vorstellen konnte, wie ich 42,195 Km hinter mich bringen sollte. Ich erntete schockierte Blicke von den Anderen und niemand glaub-

te, dass ich den Lauf schaffen könnte. Für jemanden, der gerade mal einen 7,5 Km Lauf hinter sich gebracht hatte, war der Marathon in der Kategorie »Größenwahnsinnig« einzustufen. Derjenige, der den Lauftreff organisierte glaubte an mich. Das überraschte mich selbst. Denn es war einleuchtend, dass nur geistig Weggetretene nach nichtmal einem Jahr des Laufsportes, so ein Unterfangen starten. Er gab mir viele gute Tipps mit auf dem Weg – aber ich hörte auf, bei diesem Lauftreff mitzumachen. Den ständigen Spott ertrug ich nicht. So druckte ich mir diverse Trainingspläne aus und ich fing an, tatsächlich selbst daran zu glauben, diesen Lauf zu schaffen. Ich dachte, in diesem Lauf etwas zu finden, was ich für mein Lebensglück brauchen könnte.

Das Jahr 2002 ging vorüber und der Termin des Marathons, der Ende April 2003 in Hamburg stattfinden würde, rückte immer näher. Zu einer (ordentlichen) Vorbereitung gehörten auch die sogenannten »langen Läufe«. Das waren Strecken von 25–30 Kilometern. Ziel dieser Läufe war es, den Körper an die bevorstehenden Strapazen zu gewöhnen. Ich kämpfte mich den gesamten Winter über durch den Stadtpark und schaffte keine 15 Km durchgehend zu laufen, sondern musste immer mal wieder Gehpausen einlegen. Meine Selbstsicherheit, ob die Anmeldung für den Marathon wirklich die beste Idee war, schmolz dahin. Aber nun hatte ich den Mund sehr weit aufgetan, sogar meine Mitschülerinnen von der Berufsschule wussten davon.

Ich konnte einfach nicht kneifen! Der Plan war einfach:

So weit laufen, bis es nicht mehr ging!

Als das neue Jahr begann und das frostige Wetter sich zurückzog, um dem Frühling Platz zu machen, lief ich noch immer durch den Stadtpark. Ich liebte die Natur und die vielen kleinen Pfade im Stadtpark, durch die man das Gefühl bekam, überhaupt nicht mehr in der Stadt zu sein.

Die nächtlichen Angriffe wurden nicht weniger und das Laufen half mir, emotional nicht völlig in das dunkle Loch zu fallen. Durch meine Musik, die ich mittlerweile auch ins Internet zum freien Download zur Verfügung stellte, lernte ich viele andere Musiker kennen.

Darunter auch ein Mädchen, welches in Teneriffa lebte. Priscilla erlebte dieselben Angriffe wie ich und nannte diese körperliche Starre »Schlafparalyse«. Endlich hatte ich einen Namen dafür ge-

funden und sogar jemanden, der dasselbe durchstehen musste wie ich! Wir tauschten unsere Erfahrungen aus und stellten fest, das vieles sich ähnelte. Auch sie sah Wesen vor ihrem Bett stehen und diese Erlebnisse verarbeitete sie in ihren Songs.

Einen Namen für das, was einem passierte, zu haben, machte es nicht unbedingt leichter. Als ich im Internet nach Heilungsmethoden suchte, fand ich bald heraus, dass es keine gab. So blieb mir nichts anderes übrig, es zu akzeptieren, ein wenig sensibler als andere Menschen zu sein und ich hoffte, mit dem Sport würde sich mein Seelenzustand bessern.

Deshalb freute ich mich, als der Tag des Marathons vor der Tür stand. Es war ein berauschendes Gefühl, mit vielen anderen tausend Menschen am Start zu stehen. Es gab viele verschiedene Blöcke, bei Block A stand die gesamte Laufelite und alle Laufanfänger mussten im allerletzten Block sich aufstellen.

Das machte mir nichts aus, denn ich empfand mich selbst ja als absoluter Anfänger, der eigentlich nichts hier verloren hatte.

Ich wollte nur »ankommen« bzw. so weit laufen, wie es mir möglich war. Die Schlangen vor den Dixie Klos erinnerten mich an den Sommerschlussverkauf, nur, diese Leute trugen alle dasselbe Outfit! Und auch wenn man schon Stunden vor dem Start an dem Ort war, verging die Zeit schneller, als man glaubte, denn ehe man sich versah, knallte weit vorne ein Schuss.

**Start: 9:05**

Zuerst startete der Block neben uns und das Gefühl, als sich diese riesige Läufermasse in Bewegung setzte, war unglaublich.

Ich pellte mich aus meinem Müllsack (der dazu da war, meinen Körper nicht auskühlen zu lassen) und schmiss ihn an den Straßenrand, er hatte mir gute Dienste geleistet doch nun brauchte ich ihn nicht mehr. Froh und ängstlich zugleich, zitterte ich am ganzen Körper.

Ich wünschte mich zurück in mein Bett und doch auch wieder auf die Laufstrecke, es sollte nur ENDLICH losgehen – das warten auf den Startschuss war das schlimmste.

**9:15**

Jetzt, jetzt ging es los, ich hörte wie die Menge aufschrie und klatschte, die Kameras waren auf uns gerichtet und wir drückten uns vorwärts, wie Rennpferde vor dem Start.

Als wir über die Matten liefen, aktivierte ich meine Stoppuhr, um so die Kilometerzeiten berechnen zu können. Es war so unwirklich, aber ich lief – ich lief wirklich beim Marathon mit!

**Km 1 – 3**

Menschen – überall Menschen, sie klatschten, rasselten und trommelten, was für eine Stimmung. Ich suchte mir einen Läufer der mein momentanes Wohlfühltempo lief und wir tauschten unsere Namen aus. Für Manfred war es auch der erste Marathon. In einem Pulk mitzulaufen war wirklich etwas außergewöhnliches. Während ich versuchte, meine Atmung dem Tempo anzupassen, beobachtete ich meine Mitstreiter neben mir. Manche liefen in Gruppen und andere wiederum starrten auf den Boden.



#### Km 4 – 5

Die Strecke führte durch typisch hanseatische Straßen von Hamburg. Aus den Fenstern tönte laute Musik und überall waren Menschen die entweder saßen und guckten oder standen und uns zuklatschten. Ich fühlte mich gut, aber dafür das ich gerade am Anfang des Laufes war, sollte es mir auch nicht schlecht gehen. Und das Adrenalin, welches mein Körper ausschüttete, ließ mich wie auf einer Wolke laufen. Ich verspürte die Anstrengung kaum. Manfred und ich unterhielten uns ein wenig, er war 58 und ich staunte, dass er in diesem Alter seinen ersten Marathon lief, das war eine viel größere Leistung als in meinem Alter.

An der Verpflegungsstation trank ich 2 Becher Wasser, ich wollte nicht dehydrieren, das wäre das schlimmste, was mir bei diesem Lauf passieren könnte. Bei meinem letzten langen Lauf war genau das passiert, ich hatte zu wenig getrunken und nach 10 Kilometern musste ich umdrehen und die gesamte Strecke mich wie eine Tote zurückschleppen.

#### Km 6 – 8

Ich merkte, wie es in meinem Bauch drückte – Oh nein, dachte ich, bitte, tu mir das nicht an, nicht jetzt! Ich musste doch nie im Training aufs Klo und jetzt bei diesem Lauf erst recht nicht, redete ich mir ein und versuchte das als positives Mantra auch meinen drückenden Darmwänden beizubringen. Wir liefen jetzt die Elbchaussee entlang und ich sah schon jetzt Läufer die offensichtlich aufgaben. Der Weg war noch lang und das Tempo was ich momentan lief, würde ich so nicht auf Dauer durchhalten können. Ich tröstete mich, das man bei Km 10 wieder etwas trinken konnte, was mir eine kleine Gehpause bescheren würde.

## Km 9 – 12

Meinen Beinen ging es gut, nur meinen Bauch schien mein positives Mantra völlig egal zu sein und meine Verzweiflung wuchs, denn ich sah weit und breit keine Möglichkeit in Ruhe irgendwo aufs Klo gehen zu können. Also ignorierte ich das hartnäckige, unangenehme Gefühl. Kinder standen vor dem Verpflegungsstand und hielten uns ihre Hände hin. Wir klatschten sie ab, das freute sie sehr.

Endlich konnte ich wieder ein paar Schritte gehen und nahm das erste Gel aus der Packung, um es mit Wasser runterzuwürgen.

Bei solchen Läufen verbrannte der Körper viele tausende Kalorien, deshalb war es wichtig, halbwegs einen Ausgleich zu schaffen. Allerdings waren die Gels nur ein Tropfen auf den heißen Stein, sie sollten aber verhindern, dass der Körper einen Mineralmangelbedingt durch das viele Wassertrinken bekam. Es war schön mit jemandem zusammen zu laufen, eigentlich wollte ich mit Regina laufen, die ich beim Lauftreff kennengelernt hatte, doch ich hatte sie nicht angetroffen, was auch kein Wunder war, denn über zehntausend Läufer nahmen an diesem Marathon teil! Langsam merkte ich, dass Manfreds Tempo mir dann doch etwas zu schnell war, ich rang mit mir – sollte ich ihm weiter folgen und mich immer mehr und mehr quälen, oder sollte ich mir einen etwas langsameren Läufer suchen?

Ich sagte Manfred das er mir zu schnell sei und so trennten sich unsere Wege, indem wir uns beide gegenseitig gutes Gelingen wünschten. Es war trotzdem schön, ihn kennengelernt zu haben, allerdings musste jeder Läufer die Strecke selber laufen und deshalb musste jeder sein eigenes Tempo bestimmen.

Wir liefen auf einer lange Asphaltstraße, und ich merkte, ich musste mich jetzt entscheiden, das Drücken im Bauch wurde stärker und ich immer verzweifelter. Der Lauf hatte doch gerade erst begonnen und schon musste ich mich mit so einem Problem rumschlagen. Allerdings sah ich Licht am Ende des Tunnels, bzw. das Licht entpuppte sich als Dixie Klo, welches einsam an der Straße stand. Das war meine Rettung!

Danach ging es mir wesentlich besser.

Wir Läufer liefen in einen riesigen Tunnel rein, das Ganze hatte etwas Surreales an sich, wo normalerweise Autos entlangrasten, sah man jetzt Gestalten, die liefen. Das dichte Läuferfeld, in welchem ich anfangs lief, war längst fort. Ich war zu langsam, daran hatte ich mich gewöhnt, mir ging es nur ums ankommen. Und das in einem Stück.

Im Tunnel sah ich eine Uhr und das Kilometerschild 15, meine Uhr zeigte 2 Stunden an. Seit 2 Stunden war ich auf den Beinen und bisher musste ich nicht oft gehen. Ich sah vor mir einen älteren Läufer und lief zu ihm hin, denn ich suchte einen Gesprächspartner. Er schüttelte aber den Kopf und teilte mir mit, dass er nicht mehr laufen könne und den Lauf bald abbrechen würde. So verabschiedeten wir uns und ich fing wieder an zu laufen. Dann liess ich den riesigen Tunnel hinter mir, es folgte nun ein kleiner Anstieg und ich versuchte mich anhand einer Läuferin in der Nähe zu orientieren. Ihr Lauftempo war so schön gleichmäßig. Wie ein tickendes Uhrwerk bewegte sie ihre Beine.

Doch das ständige Laufen strengte mich zu sehr an, ich musste einfach Gehpausen dazwischen einlegen und so verlor ich den Anschluss an die Uhrwerkäuferin. Beim Verpflegungsstand

trank ich wieder soviel wie ich runter bekam, dann lief ich wieder, jedoch kurze Zeit später musste ich schon wieder gehen. Es war die mangelnde Ausdauer und dessen war ich mir bewusst. Allerdings musste ich mit dem, was ich an Ausdauer besaß, gut haushalten, um zum Ziel zu gelangen.

Deshalb machte ich immer wieder Gehpausen, aber versuchte, nur wenige Minuten zu gehen. Denn hinter mir war der sogenannte Besenwagen, der jeden zu langsamen Läufer einsammelte. Noch sah ich ihn nicht, aber ich wusste: Er war da. Und wie ein drohendes Gewitter versuchte ich mich so gut es ging zu beeilen, damit ich davon nicht eingeholt werden würde.

#### Km 17 – 19

An der Alster stand eine Menschenmasse, rechts und links und plötzlich riefen sie alle im Chor »Kristina Kristina«

Meine Verwirrung konnte man an meinem Gesicht ablesen, doch dann sah ich, dass sie Starterlisten dabei hatten und anhand meiner Nummer den Namen gefunden hatten.

Das war wirklich eine nette Geste von ihnen, ich winkte ihnen zu und beendete meine Gehpause. Als sie sahen, dass ich wieder loslief, riefen sie noch frenetischer meinen Namen.

Diese Unterstützung der Menschen war einfach der Wahnsinn. Dennoch fiel mir das Laufen zunehmend schwerer.

#### Km 20 – 22

Die Straßen wurden ruhiger und waren nicht mehr von so vielen Zuschauern umsäumt. An der nächsten Verpflegungsstelle nahm ich wieder ein Gel zu mir und trank soviel, bis der unangenehme Geschmack aus meinem Mund beseitigt wurde. Das Bedürfnis,

mit anderen Läufern zu reden wuchs in mir und so lief ich zu einem Läufer, der ebenso wie ich Gehpausen machte.

Er hieß Dennis und war schon vor ein paar Jahren Marathon gelaufen, allerdings wollte er heute aufgeben und alle meine Versuche, ihn zu motivieren, scheiterten. Ich lief nur ungern alleine weiter, wollte aber nicht den Lauf beenden, also verabschiedeten wir uns und er wünschte mir Glück.

Mein Rücken schmerzte ein wenig, allerdings war das eine außergewöhnliche Situation, ich würde es beobachten und wenn es zu sehr schmerzte, dann würde ich aussteigen.

Doch nicht vorher. Vor mir sah ich eine Läuferin mit einer grell gelben Jacke, ich lief zu ihr und stellte mich vor. Ihr Name war Mai und sie kam aus Dänemark, war 24 Jahre alt und ihr erster Marathon. Wir beide beschlossen, den Lauf gemeinsam zu Ende zu bringen. Sie hatte Schmerzen, wie ich auch, und ich schlug vor, dass wir uns einfach Punkte aussuchen sollten, ein Schild, ein Auto, irgendwas, bis dahin wir laufen und dann wieder gehen. Dann erreichten wir die Halbmarathonmarke.

Ich lief über die Matten und es piepte, meine Zeit wurde elektronisch aufgezeichnet.

Applaus für Frau Bode, aber erst die Hälfte war vorbei. Wahrscheinlich hatte ich fast jedes Kohlenhydrätchen in meinem Körper verpulvert. Bald würde mein eigener Energiespeicher auf die Fettverbrennung umstellen, damit ich mich auf den Beinen halten konnte. Dummerweise – so teilte man mir aus Läuferkreisen mit – war die Fettverbrennung nicht mit der Kohlenhydratverbrennung zu vergleichen. Ein Blick auf meiner Uhr verriet ebenso nichts Gutes, wir waren sehr langsam und das Zeitlimit drohte uns einen Strich durch die Rechnung zu machen.

## Km 23 – 26

Ich machte Mai Mut, es war zwar noch sehr weit, aber ich genoss es, nicht mehr alleine laufen zu müssen. Und zu zweit litt es sich einfach leichter. Immer mal wieder drehte ich mich um, denn ich erwartete den Besenwagen zu erblicken, den roten Omnibus, der alle müden und zu langsamen Läufer aufsammelte.

Aber ich wollte diesen Bus nicht sehen, deshalb motivierte ich Mai, ein wenig schneller zu gehen. Wenn wir jetzt auch noch anfangen, langsam zu gehen, dann würden wir es nicht schaffen.

Die Menschen am Straßenrand waren so lieb und nett, wieder riefen sie meinen Namen, ich kam mir wie eine Berühmtheit vor. So viele unbekannte Menschen, die den Namen von einem riefen, das war ein unbeschreibliches Gefühl, ich fing wieder an zu laufen.

## Km 27 – 30

Ich sah einen Läufer, in einer eigentümlichen Kleidung.

Er hatte einen Spitzen Hut auf dem Kopf, trug Strümpfe wie Pippi Langstrumpf und ein Schild auf dem Rücken mit der Aufschrift: »Haltet Durch!«

Wir liefen durch eine dichte Menschengasse. Sie standen rechts und links, dicht aneinander gedrängt und feuerten uns, die auf der Straße liefen, an.

Die Masse johlte und ich lächelte, es ging mir nicht gut, aber am Ende war ich noch lange nicht und so lief ich durch die Menschenmenge um ihr zu zeigen, dass ich noch laufen konnte. Manchmal lief Mai vor mir und manchmal überholte ich sie.

Wir redeten nicht mehr sehr viel, das brauchten wir auch nicht. Handzeichen reichten aus, wenn ich laufen wollte, dann winkte

ich ihr zu und manchmal zeigte sie mir an, das sie laufen wollte. Der Pippi Langstrumpf Läufer war jetzt hinter uns, manchmal kam er näher und dann schlappten wir doch schnell genug vorwärts, dass unser Abstand zu ihm immer größer wurde.

Ich erwartete jeden Augenblick, den Besenwagen zu erblicken. Eigentlich wollte ich doch aufgeben bei der Halbmarathonmarke, und jetzt war ich schon so weit, ich konnte es selbst nicht fassen. Bei der Trinkstelle sah ich eine altbekannte Läuferin – war das nicht – ich konnte nicht glauben, doch als ich näher kam war sie es wirklich – Regina, die, die ich treffen wollte an der Brücke vor dem Start. Ich drückte das letzte Gelpäckchen in mich rein, spülte das ganze mit Wasser nach und lief zu ihr hin, denn auf meine lauten »Regina Regina« Rufe reagierte sie nicht.

#### Km 31 – 34

Regina war demotiviert, denn sie war eingebrochen weil sie mit Läufern lief, die unter 5 Stunden laufen wollten.

Sie trainierte allerdings in einem langsameren Bereich und so musste sie nun Tribut dem (ihr zu) schnellem Tempo zollen.

Ich stellte sie Mai vor und wir entschlossen uns nun zu dritt zu laufen. Merklich baute ich ab, mein Körper schmerzte immer mehr und manchmal musste ich schlucken, um nicht loszuheulen, denn der gesamte Lauf war emotional sehr ergreifend, im positiven wie im negativen Sinne.

Es fand eigentlich eine ständige Reizüberflutung statt. Das Ziel erschien noch so fern und das Aufgeben so nah. Von diversen Berichten wurde erzählt, dass der wahre Marathon bei Km 33 begann und was sollte ich sagen? Sie alle hatten Recht! Doch im inneren spürte ich eine Kraft, eine Stimme, die mich

motivierte, die mir sagte, wie weit ich schon gelaufen war und dass ich das schaffen würde. Ich wurde aus meinen Tagträumen gerissen, als ein wild gestikulierender Mann mitten auf der Mitte der Fahrbahn stand und mit den Armen fuchtelte. Regina schien ihn zu erkennen, denn sie fiel ihm um die Arme.

Kurze Zeit später erklärte sie mir, das er ein Reporter von einer bekannten Laufzeitschrift war und das sie ihn gut kannte.

Er hatte schon diverse Marathons bestritten und sein Erster war auch sehr schwer, er dachte auch ans aufgeben, doch er fing sich wieder und finishte mit einer Zeit von 4 Stunden und 15 Minuten. Ich schüttelte den Kopf, mit dieser Zeit war er in dem guten Mittelfeld gewesen, dahingegen wir zu dem Ende des Läuferfeldes zählten. Dieser Mann konnte nicht nachvollziehen, welche emotionale Achterbahnfahrt ich erlebte. Dann sagte er in sehr mitfühlenden Sätzen, wie knapp es für mich werden würde. Er setzte sich mit Regina wieder in Bewegung und beide verschwanden am Horizont.

### Km 35 – 37

Ich bekam Durst – ich musste was trinken, die Sonne brach durch und ich befand mich noch immer auf der Strecke.

Endlich kam die nächste Verpflegungsstation und ich trank ausgiebig. Zeitlich wurde es richtig knapp und als ich mich umsah, da erkannte ich einen roten Doppeldeckerbus, der begleitet von 2 Polizeiwagen und Krankenwagen wurde.

Das war also das Ende was nun? Mai war wieder zurückgefallen, ich überholte sie und kämpfte einen emotionalen Kampf mit mir. Aus Angst, durchs Weinen zu viel Flüssigkeit zu verlieren, schluchzte ich nur ein paar mal auf. Ich konnte sie nicht mehr



motivieren, jetzt brauchte ich jede Kraft für mich allein. Viele zweifelten daran, ob ich überhaupt am Start stehen würde und nun war ich bei Km 36. Diese 6 letzten Km waren allerdings länger als alle Km die ich je im Training gelaufen war.

Ich dachte ans Aufgeben, so kurz vor dem Ziel. Doch als ich mich umsah, erkannte ich, dass ich nicht alleine auf der Straße war. Das machte mir Mut. Meine Hände waren geschwollen, mein Rücken, er ächzte und stöhnte und von meiner Hüfte wollte ich gar nicht erst anfangen zu reden. Im Gehen tat der Rücken mehr weh, als beim Laufen, das motivierte mich wieder, mehr zu laufen, als zu gehen.

Die Menschen wurden zwar nicht mehr an der Strecke, aber die wenigen, die mich anfeuerten, waren umso fürsorglicher.

Ich bekam Wasser gereicht, was ich dankend annahm.

Ohne diese Unterstützung wäre ich nie soweit gekommen, das wusste ich und es war schade, das ich es ihnen nicht so zeigen konnte wie ich gerne täte. Dafür war ich einfach zu kaputt, zu viele Stunden verbrachte ich auf der Straße. Ich fügte meinem Körper bewusst Qualen zu, und bezahlte noch Geld dafür, ich musste verrückt sein. Wirre Gedanken kamen und gingen und ein Schild tauchte vor mir auf: Nur noch 5 Km.

Km 38 – 40

Ich war schon wieder nah dran am heulen, denn die Schmerzen wurden nicht weniger und 5 Km waren einfach 5 Km zu viel!

Meinen Füßen ging es trotzdem noch recht gut, sie waren mir im Gegensatz zu dem Rücken positiv eingestellt, ebenso die Waden und die Knie. Ich drehte mich immer wieder um, und sah den Besenwagen aus dem plötzlich ertönte:

»Haltet durch, geht weiter, das schaffen wir gemeinsam!«

Das motivierte mich, verdammt, das motivierte mich wirklich, denn, wenn der rote Bus die letzten Läufer vor mir nicht einsammelte, dann sammelte er mich auch nicht ein!

Das war meine größte Angst – aus dem Rennen genommen zu werden, jetzt, so kurz vor dem Ziel. In der Ausschreibung des Marathonlaufes war ein Zeitlimit von 6 Stunden festgelegt worden und so wie es aussah, würde ich länger brauchen, sie hätten das Recht mich raus zunehmen. Ein Schauer kam auf, es strömte und goss aus Kübeln und ich ging immer noch. Ich wusste, das es dieser Marathon kein Spaziergang werden würde, aber so hart hätte ich das nie eingeschätzt. Die Emotionen schwappten wieder hoch, der Regen hatte schon wieder aufgehört und ich war immer noch auf der Strecke. Ich sah das Km 39 Schild und konnte nicht glauben, jetzt waren es noch 3 Km...noch 3 Km, ich versuchte den Schnitt für die 3 Km zu errechnen, doch ich konnte nicht mehr rechnen, das strengte mein Hirn anscheinend zu sehr an.

Ich beobachtete die Läufer vor mir und die Läufer hinter mir – alle gingen. Für einen kurzen Moment schaffte ich es meine Beine wieder in Bewegung zu setzen. Aber da war keine Spur mehr vom flüssigem Laufstil – das war vorbei, ich schlappte nur noch voran. So viele Stunden auf der Strecke zu sein, war äußerst anstrengend. Bei den Trainingsvorbereitungen hatte ich viele Berichte von anderen Marathonfinshern gelesen. Vor allem die Berichte von Anfängern interessierten mich. Aber etwas zu lesen und es selbst zu erfahren, waren zwei völlig verschiedene Dinge. Ich sah es ja ein, ich war ungeübt und sehr naiv bei diesem Lauf gestartet, aber mit der Stimme im Kopf, die mich positiv bestärkte, war ich schließlich fast am Ziel angelangt.

Emotional war ich sehr aufgerieben, aber Läufer, die den Lauf beendet hatten, machten mir eine Freude.

Sie beklatschen mich und sagten mir das es nicht mehr weit sei – ich glaubte ihnen nicht. Dieser Lauf würde nie mehr enden, wie in einer Höllenvision würden wir für ewig auf diesen Straßen schlappen und die Kilometermarken würden bei Km 41 sich ewig wiederholen. Dann schüttelte ich den Kopf, um wieder ein wenig klarer denken zu können. Ich drehte mich immer wieder um, um zu sehen ob Mai aufgegeben hatte, aber sie ging wie ich tapfer vor dem roten Omnibus mit einer anderen Läuferin zusammen. Wir kamen am Bahnhof vorbei, ich wusste nicht was ich fühlen sollte, ich war verwirrt und unsicher, als ich die Zahl 41 auf dem Schild sah. Sollte es wirklich bald vorbei sein?

Wieder entdeckte ich andere Läufer, die ihren Lauf schon beendet hatten, die mir zuklatschten und zuriefen »dass es nicht mehr weit sei.« Plötzlich kam ein Mensch mit schnellen Schritten auf mich zu und rief das es nur noch ein paar hundert Meter seien bis zum Ziel. Ich fragte nur blöde »Echt?« Er nickte und dann entschloss er sich, mich ins Ziel zu bringen. Andreas erzählte mir, das er diesen Marathon nicht mitgelaufen sei, sondern er wollte in New York starten mit einer erwarteten Zeit von 3 Stunden und 40 Minuten. Ich erzählte ihm, das ich zu wenige lange Läufe gemacht hatte, das ich noch kein Jahr am Laufen war und ursprünglich wollte ich sowieso nur bis zur Halbmarathonmarke laufen. Er meinte das es dafür eine tolle Leistung sei und ich war ihm dankbar für seine motivierenden Sätze. Wir gingen die Straße langsam hoch und er deutete an, dass das Ziel gleich kommen würde, ich sollte dann laufen, das würden die Zuschauer gerne

sehen. Ich nickte Andreas zu, ich würde alles tun, um ins Ziel zu kommen, auch wenn ich Purzelbäume dafür schlagen müsste! Wir bogen rechts ab und dann sah ich ein großes weißes Banner mit der Aufschrift:

Z – I – E – L

Ziel?Ziel!

Ich sah das Ziel!

Ich fing wie automatisch an zu laufen, die Menge jubelte, und jetzt fing ich an, richtig zu weinen. Solche Gefühle hatte ich noch nie erlebt, ich schluchzte und weinte mich humpelnd die Zielgerade entlang. Lächelnd und heulend riss ich meine Arme hoch, als ich über die Matten lief, in diesem Augenblick spürte ich keine Schmerzen mehr. Andreas war neben dem Absperrgitter und geleitete mich ins Ziel.

Ich war angekommen.

Ich hatte es geschafft.

Ich war einen Marathon gelaufen.

Nach dem Marathon blieb ich für einige Wochen erfüllt von einem Glücksgefühl. Dieses baute sich aber sehr schnell wieder ab und ich musste mir irgendwann eingestehen, dass ich nicht das gefunden hatte, was ich mir so sehnlichst wünschte.

So meldete ich mich auf einer Erotikwebseite an, vielleicht würde ich dort etwas Neues und interessantes finden.

Dort lernte ich wiederum Menschen kennen, die sich für Sado Maso interessierten. Ich war Single und für mich war das alles eine Art Spiel, welches ich unbedingt ausprobieren wollte.

So lernte ich Mark kennen, einen Buchautor und Künstler.

Er lebte in einer echten Kommune, mit zwei anderen Paaren in einem schönen Haus in einem Dorf, nahe Hamburg. Dort herrschte absolute Gottlosigkeit und Satan wurde offen angebetet.

Sie sahen Gott als reinen Spielverderber an. So spielte ich eine Rolle, um vor den Anderen als stark zu gelten und konnte sie immer schlechter ausfüllen. Wenn andere Paare uns besuchten, dann kam ich mir wie in einem schlechten Theaterstück vor. Jeder spielte die Rolle, die ihm zugedacht wurde. Konnte das wahre Erfüllung sein?

Denn immer mehr wollte ich mit Mark einfach nur vor dem Kamin sitzen und kuscheln, es nervte mich, dass ich etwas spielen musste, was ich nicht wirklich fühlte.

So beendete er unsere Beziehung nach kurzer Zeit und ich wendete mich von der ganzen Szene ab. Anstelle die Freiheit und Erfüllung zu finden, hatte ich die ganze Zeit eine Maske getragen, die ich von meinem Gesicht riss. Ich wollte frei sein!

Während ich eines Abends in den Weiten der Chaträume mit Anderen redete, klingelte das Telefon. Meine Mutter war am anderen Ende der Leitung und teilte mir mit, dass sie einen neuen Freund gefunden habe.

Unser Verhältnis war im Laufe der Jahre besser geworden, allerdings versuchten wir beide nicht über vergangene Dinge zu sprechen, um Streitereien zu vermeiden.

Ich freute mich für sie und fragte, wie er denn hieße.

»Jesus!«

Da war ich baff. Ich wusste, dass sie in letzter Zeit mehr und mehr von Gott, Jesus und anderen religiösen Dingen geredet hatte, aber dass sie nun Jesus als ihren Freund bezeichnete, war für mich der reinste Blödsinn.

Ich teilte ihr auch sofort mit, wie enttäuscht ich war, dass sie keinen »richtigen« Freund hätte, sondern nur eine Figur aus vergangener Zeit benutzte, um ihre Einsamkeit zu rechtfertigen.

Das kam natürlich nicht besonders gut an bei ihr und so wurde das Telefonat nach einer hitzigen Diskussion von mir beendet, indem ich den Hörer einfach auflegte.

Kurze Zeit später fühlte ich Reue über mein Benehmen, aber die Stimme in meinem Inneren betäubte ich und so chattete ich munter weiter mit Männern, die nur an sexuellen Ausschweifungen Interesse besaßen. Das schlechte Gewissen blieb allerdings und so meldete ich mich nach ein paar Tagen wieder bei ihr. Den Kontakt wollte ich nicht einfach abbrechen lassen, so willigte ich ein, sie zu besuchen und diese Gemeinde kennen zu lernen, zu der sie ging.

Mich interessierte der Gottesdienst überhaupt nicht, aber ich war mittlerweile sehr besorgt, dass meine Mutter vielleicht bei einer

Sekte war. Denn sie redete sehr schwärmerisch von ihrer Beziehung zu diesem Jesus, ich musste mir einfach ein Bild davon machen! Als meine Mutter mich zur Gemeinde fuhr, redete ich sehr offen über meine sexuellen Ausschweifungen, mir war bewusst, dass sie das ganz und gar nicht gut fand.

Damit wollte ich ihr gleich klarmachen, dass ich mir diese Gemeinde nur ansah, wegen ihr und nicht, weil ich Interesse an Gott besaß. Als wir den Ort erreichten und die hellen und freundlich wirkenden Räumlichkeiten betraten, traten viele lächelnden Menschen auf meine Mutter und mich zu.

Hände wurden geschüttelt, es wurde sich viel umarmt und ich fühlte mich so fehl am Platze, wie noch nie.

Unsicher folgte ich ihr in den Raum, wo der Gottesdienst abgehalten wurde. Diese Freundlichkeit der Menschen war mir nicht vertraut, diese Menschen mussten etwas verbergen, so überzeugt war ich davon! Wir nahmen recht weit vorne Platz und der Raum füllte sich immer mehr und mehr.

Aus meiner Erinnerung waren die Gottesdienste in den Kirchen immer leer gewesen, das war hier absolut nicht der Fall.

Aber auch die Menschen verhielten sich ganz anders, als wie ich die Gottesdienste kannte, von den großen evangelischen Kirchen. Sie lächelten einander zu, umarmten sich und freuten sich ganz offensichtlich hier zu sein.

Ich schlug meine Beine übereinander und verschränkte meine Arme. So leicht konnte mich niemand einlullen!

Dann fing die Musik an zu spielen, manche standen auf und sangen, ich blieb wie festgeklebt sitzen, ich kannte den Text nicht und singen wollte ich erst recht nicht. Anschließend trat der Prediger auf die Bühne und redete von Jesus Christus, Gott und

anderen Dingen, die mir wie chinesisch vorkamen. Ich verstand nichts von dem, was er sagte und die Zeit, in der er redete, kam mir wie eine Ewigkeit vor. Diese Scharade sollte nur endlich zu Ende gehen, denn ich fühlte mich sehr unwohl.

Die Freundlichkeit verstand ich nicht und ich verstand auch nicht, warum Menschen freiwillig am Sonntag früh aufstanden, um in den Gottesdienst zu gehen.

Nach der Predigt gab es Kaffee und Kuchen. Man drückte mir einen Teller in die Hand und ich setzte mich neben meiner Mutter, vermied es aber, mich in ein Gespräch verwickeln zu lassen. Das musste nun echt nicht sein! Immerhin, ich konnte keine Anzeichen feststellen, dass es sich um eine Sekte handelte. Man konnte ja niemanden beschuldigen, in einer Sekte zu sein, wenn derjenige fröhlich war.

Dennoch kam mir alles so suspekt vor, es war so anders wie ich die Kirchen kannte. Meine Mutter fühlte sich offensichtlich sehr wohl dort und sie hatte dort auch viele Freunde. Sie hatte diesen Jesus nicht als ihren Freund bezeichnet, um ihre Einsamkeit zu kaschieren, weil sie ganz offensichtlich nicht einsam war.

Als wir wieder bei ihr zu Hause waren, lobte sie mich, dass ich sie begleitet hatte. So verbrachten wir noch einen friedlichen Sonntag und am Abend fuhr ich wieder nach Hamburg, mit ganz vielen Fragezeichen in meinem Bauch.

Ich wollte herausfinden, warum diese Gottesdienste so anders waren, als die traditionellen und meldete mich einige Tage später bei einer anderen freikirchlichen Gemeinde in Hamburg an.

Dort fand sogar extra ein Jugendgottesdienst am Abend statt und ich fuhr spontan dorthin. Ich war zuerst ein wenig unsicher, als ich den Raum betrat, allerdings wurde ich sofort begrüßt.



Dieselbe Freundlichkeit, die mir in der vorherigen Gemeinde begegnete, befand sich auch dort in diesen Räumen. Ich setzte mich auf ein Sofa und sofort setzte sich ein junger Mann neben mich, der mich einige Dinge fragte.

Es war offensichtlich, dass ich neu war und er anscheinend nicht. Da ich von Jesus noch immer nichts wissen wollte, nervten mich seine Fragen über Gott – ich wollte von Gott nichts wissen, also mussten sich wirklich sämtliche Gespräche um ihn handeln?

Es war mir klar, dass bei einem Gottesdienst auch über Gott geredet werden würde, aber diese Menschen unterhielten sich ja sogar außerhalb von der Gemeinde über Gott und das verstand ich nicht. Nach dem Gottesdienst wollte man mich auch noch zum Essen einladen, aber das schlug ich aus, so vertraut wollte und konnte ich mit diesen komischen Menschen nicht sein.

Denn ich hatte ja selbst noch nicht entschieden, was ich von diesem »Gott« halten sollte. Zuhause chattete ich wieder auf der Webseite und lernte dort Steve kennen.

Er war Künstler und wie fast jeder von ihnen war er sehr sensibel, mitfühlend und unendlich kompliziert. Er zog mich fast magisch an. Wir verabredeten uns spontan für das Wochenende, da er beruflich in der Stadt war. Als wir uns trafen in der Lobby des Hotels, spürten wir sofort die positiven Schwingungen, die vom Anderen ausgingen. Wir verbrachten einen wunderbaren Tag am Strand, wo wir über viele Gemeinsamkeiten redeten und am Abend saßen wir noch lange in einem Restaurant.

Keiner von uns wollte diesen Tag abschließen.

Er lud mich aufs Hotelzimmer ein, aber ich spürte, dass ich warten wollte. So küssten wir uns zum Abschied und bereits ein paar Tage später sahen wir uns wieder.

Er war Regisseur und in der Stadt, um den Film fertig schneiden zu lassen. Die ganze Beziehung war aufregend. Auch wenn wir uns auf dieser Erotikwebseite kennen gelernt hatten, war er vom Typ Mann absolut nicht so einer, der dort reingepasst hätte. Er verbrachte einige Monate in diesem Luxushotel und ich zog zu ihm, um zumindest so oft wie möglich bei ihm zu sein. Meine Brille bestand aus einem zuckergussrosafarbenen Glas. Natürlich bekam ich ein schlechtes Gewissen mit der Zeit gegenüber Lara, denn sie sah mich nur selten am Tag.

Meine Mutter schlug vor, dass sie die Katze einige Zeit nehmen könnte und ich nahm ihr Angebot an. Steve war der perfekte Mann für mich. Wir unterhielten uns Stundenlang und fanden viele Gemeinsamkeiten. Allerdings gab es auch eine Seite an ihm, die ich niemals für möglich gehalten hätte. An einem Abend vergewaltigte er mich. Wie es dazu kam ist unerheblich.

Ich ging ins Bad und starrte mein Spiegelbild an, wie tief war ich gesunken. Warum hatte ich überhaupt bei all dem mitgemacht? Anschließend duschte ich ausgiebig und kehrte dann ins Schlafzimmer zurück, wo er saß. Wie ein Trauerkloß sah er aus, es war ihm sichtlich unangenehm, was passiert war, ich legte mich neben ihn ins Bett und so lagen wir einige Zeit, schwiegen uns an und keiner von uns beiden wusste, was er dem Anderen sagen konnte.

Irgendwann machte ich das Licht aus und wir sprachen nie mehr über diese Nacht. Nachdem er den Film fertig geschnitten hatte, musste er wieder nach München fahren und aus unserer engen

Beziehung wurde etwas fernes, sehr fernes. Diese Nacht der Gewalt hatte etwas in uns verändert, wir konnten nicht mehr miteinander schlafen. Weil wir nicht darüber redeten, wurde es auch nicht besser. Also konzentrierten wir uns am Wochenende, wandern zu gehen.

Ich flog am Freitag nach München, dann wanderten wir in den Alpen und am Sonntag flog ich wieder zurück. Hatten wir früher darüber geredet, in Hamburg zusammenzuziehen, war plötzlich davon keine Rede mehr. Im Gegenteil, er schaffte sich immer mehr Möbel für seine Wohnung in München an und sprach auch nicht mehr darüber.

Ich war verzweifelt, denn er war doch meine erste richtige Beziehung und im künstlerischen Leben teilten wir gemeinsame Leidenschaften. Wie eine Irre hielt ich an dieser Beziehung fest, obwohl die Anzeichen des Scheiterns offen vor mir lagen, denn ich wollte die Wahrheit nicht erkennen. Meine große Liebe war keine, sondern nur ein Strohfeuer gewesen.

Irgendwann näherte sich die Ausbildung dem Ende entgegen und ich bekam Albträume, wo ich mit Frauen im Büro arbeiten musste, die mich nicht verstanden und Tacker nach mir warfen. All die Jahre hielt ich mich in der Berufsschule bedeckt, da wir gezwungen wurden, in Gruppen zu arbeiten. Ich musste mit den Frauen arbeiten, denen es am wichtigsten war, dünn und schön auszusehen, die Schulden mit ihren vielen Handys machten und am Wochenende nichts weiter taten, als in Diskos abzuhängen und Alkohol zu trinken, bis sie sich nicht mehr erinnern konnten, was sie anstellten. Das war nicht meine Welt.

Ich fokussierte mich auf die Abschlussprüfung, denn all die Streitereien war letztlich vollkommen unwichtig, ich musste die Prüfung bestehen und es war nicht sicher, ob ich das schaffen würde. Trotz Nachhilfe im Rechnungswesen war manches für mich schwer zu durchschauen – ich wusste, dass diese Arbeit eine knappe Sache für mich werden würde.

Nach der Ausbildung würde mich das Theater entlassen, da sie sich keine zweite Bürokauffrau leisten konnten. Also war es klar, dass ich nach der Prüfung, sofern ich sie bestand, arbeitslos war. Es graute mir davor, mich irgendwo zigmal bewerben zu müssen und dass jeder beim Arbeitsamt sah, dass ich keine Arbeit hatte, all das bereitete mir Magenschmerzen.

Natürlich ließen mich diese merkwürdigen Wesen Nachts nicht in Ruhe, nur weil ich für die Abschlussprüfung lernen musste, das war ihnen schlicht und ergreifend egal. Sie ließen meinen Seelenkörper über meinen richtigen schweben oder hielten mich fest, um mich zu ärgern. Am Morgen wachte ich auf, manchmal

gerädert und manchmal sehr traurig, weil ich diesen Angriffen nichts entgegenzusetzen hatte. Ich war ihnen ausgesetzt, ausgeliefert und eine tiefe, kalte Wut packte mich.

Ich musste mich am Tag zusammenreißen, andere Menschen nicht anzuschreien. Meine äußere Erscheinung wurde immer düsterer und ich glaubte, verflucht worden zu sein.

Was hatte ich im Leben getan, dass ich so was verdiente?

Warum konnte ich nicht ein verdammt normales Leben wie andere Menschen führen? Ich fing an, mich zu hassen, irgendwie musste ich ja schuld an meinem Zustand sein und an dem, was ich im Leben erlebte. In all den Irrungen und Wirrungen rückte der Termin für die Abschlussprüfung immer näher und als der Tag kam, betrat ich ein wenig zitternd die Stufen der Schule.

Heute würde sich alles entscheiden, ob das was ich gelernt hatte, auch reichen würde. Ich selber empfand mich nicht als gut ausgebildete Bürokauffrau. Zwar konnte ich fotografieren, Musik produzieren und im Park joggen aber das würde die Prüfer absolut nicht interessieren. Das Glück war auf meiner Seite – was ich niemals für möglich gehalten hätte – denn die Prüfer schienen sehr guter Laune zu sein.

Und sie wollten mir unbedingt die Note 2 geben, damit ich wegen der schriftlichen Arbeiten (die ich schon geschrieben hatte) eine Gesamtnote von 3 bekäme.

Meine wahren mündlichen Leistungen waren fern von einer 2, deshalb nickte ich nur verwundert, als sie mir die Hände schüttelten und zur bestandenen Prüfung gratulierten.

Dann ging ich die Stufen wieder runter und setzte mich in die U-Bahn. Während die dunklen Wände an mir in einem hohen Tempo vorbeirauschten, dämmerte es mir langsam.

Jetzt war ich arbeitslos. In den nächsten Tagen ging ich zum Arbeitsamt. Dort empfahl man mir, eine erneute Ausbildung zu beginnen – sollte ich bald keine Arbeitsstelle bekommen. Innerlich konnte ich nur mit dem Kopf schütteln, ich hatte nun eine Ausbildung zu Ende gebracht und hatte ganz sicher nicht vor, noch eine weitere anzufangen, nur damit die Statistik des Amtes geschönt werden würde.

Als ich zu Hause saß und eine Werbeeinblendung von der Bundeswehr sah, dachte ich, dass das meine Chance sein könnte. Ich verabredete mich zu einem Infogespräch bei der örtlichen Dienststelle. Dort sprach ich mit einem Wehrdienstbeauftragten, der nur dafür arbeitete, den jungen Leuten, die Bundeswehr schmackhaft zu machen. Ich war zu dem Zeitpunkt mehr als fit und dachte mir, dass wäre eine gute Alternative, denn den ganzen Tag im Büro sitzen, das wollte ich auf keinen Fall.

Er überreichte mir einen Bewerbungsbogen und wir machten einen neuen Termin aus, wo ich ihm alle erforderlichen Unterlagen überreichen würde. Anschließend musste ich einige Wochen auf Antwort warten. Eines Tages lag endlich der lang ersehnte Brief lag im Briefkasten.

Ich wurde zum Einstellungstest eingeladen. Der würde zwei Tage in Anspruch nehmen und fand in Hannover statt. Mittlerweile wollte ich unbedingt zur Bundeswehr, es gab keinen Plan B in meinem Leben! Die zwei Tage in Hannover absolvierte ich mit Auszeichnung. Durch meine gute Fitnessleistung war ich seelisch für die psychologische Beurteilung mehr als selbstbewusst.

Ich konnte die richtigen Worte wählen und die Psychologin hatte nichts zu beanstanden. Als ich mit allem fertig war, fuhr ich zufrieden nach Hause. Nun würde ich auf einen Anruf warten müs-

sen, denn trotz bestandener Prüfung hatte ich ja noch immer keine Arbeitsstelle. Den jungen Christen teilte ich meine neue berufliche Laufbahn als Soldatin mit. In all der Zeit war ich zur Kirche gegangen, obwohl ich bis dato einfach nicht warm wurde, mit deren Freundlichkeit. Meine ruppigen Aussagen nahmen sie ein wenig schockiert auf, dass jemand sich freiwillig für den Dienst an der Waffe meldete, konnten sie nicht nachvollziehen. Letztlich war ich zufrieden mit mir, dass sie aufhörten, mich anzurufen, denn sie nervten mich mit ihrer freundlichen Duselei und ihrem Gerede über Jesus. Was diese Christen einfach nicht kapieren wollten war, dass Jesus tot war und Tote kehrten normalerweise nicht wieder. Ihr Gerede über sein Wiederkommen schmerzte in meinen Ohren und ich war froh, als mich diese »Überchristen« einfach in Ruhe ließen.

Als Weihnachten vor der Tür stand, wusste ich, was ich meiner Mutter schenken würde. Es war ein Bild, welches mich darstellte. Ich saß nackt auf einer Bettkante eines vornehmen Himmelbettes und trug weiße Engelsflügel.

Das Bild war noch von der Zeit übrig geblieben, als ich mit den Satanisten Gemeinschaft hatte.

Meine Mutter war zwar nicht geschockt, aber sie hängte das riesige Bild nicht in ihrer Wohnung auf. Das konnte ich nicht nachvollziehen, denn was war denn an Nacktheit so schlimm?

Mein Statement gegenüber Jesus hatte ich allen nun klargemacht! Gott hatte mit meinem Lebensweg absolut nichts zu tun, denn alles würde ich alleine erarbeiten!

So war ich auch sehr erfreut, als eines Nachmittags das Telefon klingelte und ein Mann von der Bundeswehr am Apparat war. Er sprach zu mir, dass ich im Bereich der Logistik anfangen könnte

und ich sagte sofort zu. Wegen meiner Ausbildung zur Bürokauffrau hatte man mich auf einen Dienstposten gesetzt, der was mit Disposition von allen möglichen Gegenständen zu tun hatte. Das ich mit einem höheren Dienstgrad bei der Bundeswehr in der Grundausbildung anfangen würde, war mir allerdings gar nicht recht.

In meinen Augen wollte ich nicht bevorzugt werden, sondern von Anfang an lernen – es konnte einfach nicht gut gehen, wenn man mit höherem Dienstgrad eingestellt wurde.

Aber das lag nicht in meiner Entscheidungsgewalt, ich würde im Sommer als »Unteroffizier Feldwebelanwärter Bode« das Minenfeld betreten welches hieß: Bundeswehr.

Als Steve davon hörte, dass ich angenommen wurde, geriet er am Telefon außer sich. Er selbst hatte nie bei der Bundeswehr teilgenommen, aber nun war er der Meinung mir sagen zu können, was da alles falsch laufen würde.

Ich wurde von ihm immer genervter, denn er hatte in letzter Zeit kaum noch Zeit für mich gehabt und wir sahen uns eh schon seit Wochen nicht mehr. Ich verstand zum Teil seine Besorgnis, wollte aber auch nicht wegen ihm kündigen, da er ja nicht für meinen Unterhalt aufkommen und mit mir auch nicht mehr zusammenziehen wollte.

Auch wollte ich mich nicht von ihm »aushalten« lassen – er verdiente zwar mehr als genug Geld, aber mir war eine gewisse Eigenständigkeit wichtig. Meine Argumente, dass ich mir die Bundeswehr lieber selbst ansehen wollte, bevor ich ein Urteil fällen würde, ließ er nicht gelten. Als ich den Hörer, nachdem wir beide uns mehrfach angeschrien hatten, auf die Gabel knallte, wurde mir erst im Nachhinein bewusst, dass ich jetzt wieder Single war.



»So, sie stellen sich jetzt alle schön nach der Reihe auf, drei Mann nebeneinander und viele hintereinander, verstanden?«  
Ja, wir hatten verstanden.

In Zivilkleidung, mit unseren Habseligkeiten für die nächsten drei Monate bewaffnet, bekamen wir unsere erste Lektion.

Jetzt wurde Disziplin von uns gefordert!

Als unsere Gruppe sich in Bewegung setzte, Richtung Unter-  
kunftsgebäude – immer unter Beobachtung von Ausbildern – ge-  
fiel mir das irgendwie. Es war dermaßen steif, dass das Gebahren  
der Ausbilder manchmal einer Situationskomik glich. Nur, lachte  
niemand. Dafür hatten wir viel zu viel Respekt und das allerletzte  
was ich wollte – schon gleich am ersten Tag die berühmte Karte  
mit dem Hinterteil zu ziehen! Immerhin musste ich nun die  
Grundlagen des Militärs in drei Monaten erlernen. Die Luftwaffe  
hatte mich adoptiert und der Stützpunkt in Heide war nun mein  
Zuhause.

Nachdem wir unsere Stuben bezogen und kurz uns vorgestellt  
hatten, wurden wir auf den Gang raus gerufen und nach ein paar  
Minuten befanden wir uns wieder marschierend auf dem Weg in  
ein Gebäude, in welchem wir unsere Dienstsachen für die Grund-  
ausbildung empfangen würden. Nervös und zügig packten wir  
unsere neuen Sachen in riesige Rucksäcke, anschließend erfolgte  
der erste Zählappell. Auf dem Hof mussten wir die Ausrüstung  
vor uns ausbreiten und wenn der Ausbilder den Namen des Ge-  
genstandes ausrief, hielten wir brav diesen hoch, damit er sah,  
dass wir ihn auch wirklich dabei hatten. Danach schulterten wir  
die Ausrüstung und schleppten sie wie Esel zurück zu unserem

Unterkunftsgebäude. Da es sehr heiß war an dem Tag, blieb es nicht aus, dass viele unter der Last stöhnten.

Denn trotz des vielen Sports war ich es nicht gewohnt, soviel Gewicht mit mir rumzuschleppen. Ein weiterer Clou an dem Tag: Die Sachen in den Spind ordnungsgemäß einräumen.

Wenn jemand schon zu Hause ordentlich war, dann hatte er definitiv einen Boni – als jemand, der keine hysterischen Anfälle bekam, wenn die Bluse ungebügelt im Schrank hing, musste ich durch eine harte Schule gehen.

Die Hemden auf Din A4 Größe zu falten und ordentlich Kante an Kante auf das Regal zu legen, gehörte zu einem der Highlights an diesem Tag. Alles war noch so neu für uns, selbst die wunderbar modernen Sportanzüge, aus Baumwolle, empfanden wir als »interessante Erfahrung«. Dann wurden wir raus gerufen, es gab noch eine Ansprache und schon war der erste Tag vorbei.

In der nächsten Zeit merkten wir, dass der Welpenschutz am abklingen war. Wir absolvierten einen allgemeinen Fitnesstest und gemäß der Leistungen wurden wir in Laufgruppen eingeteilt. Begriffe wie VENÜ (Vormachen, Erklären, Nachmachen, Üben) und »Waffe zerlegen und zusammensetzen« schwirrten von nun an durch unsere Köpfe. Warum war ich zur Bundeswehr gegangen? Um schwierigen Frauen zu entgehen.

Da hatte mir das Schicksal einen bösen Strich durch die Rechnung gemacht, denn mein Zug bestand aus min. 50 % Frauen, von denen einige schon morgens früh aufstanden, um sich zu schminken. Mit fünf anderen Mädchen lag ich auf einer Stube und nur eine von ihnen, Olga, war in Ordnung. Ich kam mir manchmal wie in einem schmierigen Roman vor, von Kameradschaft war keine Rede, dafür bestimmten Mobbing und Zickerei-

en den Alltag, von denen viele Jungs zu recht genervt waren. Gingen viele nach dem Dienstschluss ins Mannschaftsheim, fiel ich müde ins Bett.

Außerdem schmerzten meine Glieder und besonders mein Rücken derart, dass ich auf Schmerzmittel zurückgriff, um den Tag halbwegs zu überstehen. Es war noch keine Woche vergangen und schon befielen mich Zweifel, ob mein Körper das durchstehen würde. Ich konnte ja schlecht auf Dauer so viele Tabletten am Tag schlucken aber ich hoffte, dass der Körper die ungewohnten Bewegungen irgendwann besser verkraften würde. Es gab viele Höhen und Tiefen bei der Grundausbildung, letztlich hatte ich immer die Worte meines Wehrdienstberaters in den Ohren, der in einer fast buddhistischen Weisheit zu mir sprach: »Die ersten sechs Monate sind vollkommen anders, als die darauf folgenden.« Und so fügte ich mich der Tatsache, dass ich eine Außenseiterin im Zug wurde.

Es lag gar nicht an den Jungs, aber manche Frauen übten ihre Kontrolle aus und einige aus meiner Stube waren richtige Partyköniginnen. Da hatte ich mit meinem langweiligen Wochenendleben nichts entgegenzusetzen. Ich nutzte diese Zeit immer, um meine Kraft wieder aufzutanken.

Immerhin hieß es am Sonntag wieder: Kehre nach Heide zurück! Dann erlebte ich ein besonderes Highlight: Das Gruppenfoto! Als ich das Bild betrachtete, erkannte ich keinen Menschen darauf wieder. Es ging nicht um das, was gezeigt wurde, sondern um die inneren Werte. Alle lächelten, mehr oder weniger, auch ich – ich durfte sogar die Deutschlandflagge halten – aber verhielten wir uns so auch in der Realität? Mitnichten! Mittlerweile konnte ich einen wirklich guten Witz erzählen, aber keiner würde dar-

über lachen, weil ich absonderlich für sie war. Manchmal war ich körperlich und seelisch so erledigt, dass ich nach Dienstschluss ins Bett fiel und bis zum Morgen durch schlief. Mit den Wochen konnte ich die Schmerzmittel reduzieren, so dass ich nicht mehr als vollkommen Abhängige bezeichnet werden konnte. Aber den Weg, den ich mit der Entscheidung zur Bundeswehr zu gehen, ging, führte immer weiter in die Finsternis. Das wusste ich damals nur noch nicht. Wir lernten mit dem Gewehr G 36 zu schießen und die Pistole P8 war uns ebenfalls irgendwann im Schlaf vertraut.

Die Faszination, eine Waffe abzufeuern, verflog relativ schnell, es wurde zu einem Automatismus.

Eines Tages, als wir mit Marschgepäck in der Umgebung unsere imaginären Feinde auskundschafteten, sollte ich mit einem Kameraden vorwärts marschieren. Wir passierten gerade einen Grasabschnitt und vor uns war eine weite Fläche, über die wir rennen sollten.

Mein Kamerad war schon an der Grasgrenze und ich lief zu ihm hin, um mit ihm gemeinsam über die Rasenfläche zu laufen – da passierte es. Ich knickte mit dem rechten Fuß um, weil ich unbemerkt einen kleinen Grashügel überquert hatte und nun in die Luft trat. Mit vollem Gepäck verlagerte sich mein gesamtes Gewicht auf den umgeknickten Fuß und sofort setzte ein furchtbarer Schmerz ein. Wie von Sinnen fing ich zu brüllen an und alle liefen zu mir her. Nach einer kurzen Weile stand fest, dass ich nicht mehr gehen würde können und eine Trage wurde ausgebreitet.

Später fuhr mich ein Wagen in die Dienststelle, für mich war der Geländetag vorbei. Es war nichts gebrochen aber alle Bänder waren überdehnt. Man drückte mir zwei Krücken in die Hand und

ich durfte mich die nächsten Wochen nur mit ihnen bewegen. Ich verfluchte mich, dass ausgerechnet ich mal wieder so ein Pech hatte, aber für mich stand fest: Ich würde die Grundausbildung durchziehen, komme was wolle!

Nach zwei Wochen nahm ich wieder am Schießen teil, ich humpelte zwar noch deutlich, aber das ignorierte ich.

Es gab keinen Plan B!

Ich zwang mich, wieder zu trainieren, denn ich hatte mich beim Berlin Marathon vor einem halben Jahr angemeldet. So joggte ich mit einer Schiene so gut es ging, denn in meinem rechten Fuß gab es nicht genügend Stabilität. Ich befürchtete, jedes mal ein erneutes Umknicken, deshalb trug ich die Schiene ständig.

Sie gab mir ein wenig Sicherheit. Nachdem ich die Ausbilder um erweiterten Ausgang gebeten hatte, wusste nun jeder:

Ich lief beim Berlin Marathon mit!

Durch meine Kontakte in der Läuferzene konnte ich bei einem Bekannten dort übernachten. Am Sonntag, der Tag des Laufens stellte ich eine leichte Erkältung fest. Jeder vernunftbegabte Mensch hätte nun das Rennen sausen gelassen – ich war alles, nur nicht vernunftbegabt! Außerdem musste ich meine »Ehre« verteidigen – die Finisherlisten würden veröffentlicht werden und würde dort mein Name nicht drauf stehen, ich wäre vor allen blamiert gewesen. Also startete ich mit einem Bekannten bei dem Lauf und schon beim zweiten Kilometer fühlte ich mich hunds-miserabel. Kurz vor der 30 Km Marke wollte ich tatsächlich die Startnummer abmachen und wegwerfen. Ich fummelte am Shirt herum und mein Bekannter machte mich drauf aufmerksam, dass ich dennoch zu Fuß zur Bahnstation würde gehen müssen, dann könnte ich den Lauf ja auch beenden.

Also befestigte ich, mit viel Gefluhle, meine Startnummer wieder am Stoff, er hatte ja so recht! Wir brauchten über sechs Stunden für den Marathon und am Ende war ich nur froh, lebendig angekommen zu sein. Am selben Abend musste ich nach Heide zurück. Ich erreichte meine Stube kurz nach Mitternacht und als ich endlich im Bett lag, wusste ich, dass mein Schlaf diesmal nicht sehr lange dauern würde. Durch die Ärgernisse mit den anderen Frauen machte ich jedes Wochenende einen Strich im geistigen Kalender, es waren nur drei Monate, das würde ich durchstehen. Dabei war die Isolation durch die Kameradinnen von meiner Stube sehr schmerzhaft. Ich wünschte mir eine gute Freundin, mit der ich nach Dienstschluss reden könnte. Trotzdem wollte ich mich nicht verbiegen lassen und nur durch Heuchelei Freunde bekommen, deshalb durchlief ich die Grundausbildung mit einer stoischen Gelassenheit.

Auch diese Zeit würde irgendwann zu Ende gehen! Als wir als Soldaten vereidigt wurden und ich meine Sachen für Delmenhorst packte, ergriff mich eine freudige Ungeduld.

Endlich würde ich eine neue Kaserne in Augenschein nehmen und ganz sicher würde es dort besser sein.

Und ich wurde nicht enttäuscht.

Die neuen Soldaten wurden gleich von einem böse dreinschauenden Kompanieoberstabsfeldwebel begrüßt.

Es wurde auf eine Wand gezeigt, auf der das Motto der Dienststelle eingraviert war. »Bis morgen auswendig lernen!«

Wir nickten eingeschüchtert, dann wurden wir entlassen und durften unsere Stuben besichtigen und unsere Klamotten ordentlich in die Spinde einlagern. Da man bei einer neuen Dienststelle mit dem Dienstanzug anreisen musste, war meine allererste

Handlung, mich erstmal umzuziehen. Der Anzug war steif und ich sah mit meiner Schützenschnur aus wie ein lebendiger Weihnachtsbaum.

Gerade drei Monate im Dienst als Soldatin, noch etwas lädiert mit dem unsicheren Fuß, gab ich kein gutes Bild ab.

Aber dagegen konnte ich was tun, nämlich die Pobacken zusammenkneifen und dagegen trainieren! Allerdings, mein Nervenkostüm war angespannt und es fiel mir schwer, mich am nächsten Tag auf den Unterricht zu konzentrieren.

Die Wesen hatten mich in der letzten Nacht mal wieder besucht und am Schlaf gehindert, es reichte mir langsam. Ich riss meine Augen auf, denn ich drohte, während des Unterrichtes einzuschlafen, aber diese Blöße wollte ich mir nicht geben!

Mein beruflicher Weg führte nun direkt in die Logistik und die war so dermaßen von Paragraphen durchsetzt, dass ich viele Ordner durchblättern musste und dennoch kaum etwas von den Bestimmungen verstand, die darin standen. Damit hatte ich große Mühe, denn die Bestimmungen für die Logistik füllten Bücher-schränke und waren vollkommen ineinander verschachtelt. Es würde ein sehr langer Weg auf dem Pfade des logistischen Verständnisses für mich werden.

Da ich mit einem höheren Dienstgrad eingestellt wurde, musste ich natürlich die passenden Lehrgänge dafür besuchen.

Beide fanden in einer Kaserne in der Nähe Hamburgs statt und würden nacheinander ablaufen, sofern ich den ersten Lehrgang bestehen würde. Er handelte unter anderem davon, dass wir nun Unteroffiziere waren und die Bestimmungen darüber kennen lernen mussten. Das normale Prozedere begann...

Man fuhr in die Kaserne, beladen mit all dem schwerem Gepäck und richtete sich in der Stube ein. Endlich gab es zwei Mann Stuben, so dass das Gefühl von Hühnern in Legebatterien schwand, welches in der Grundausbildung vorherrschte.

Meine Stubenkameradin hieß Judith. Sie war äußerst humorvoll und das schätzte ich an ihr. Mit meiner Überredungskunst konnte ich sie dazu bringen, ab und zu mit mir zu joggen.

Hatte ich geglaubt, dass die Grundausbildung vorbei sei, so fühlte ich mich wieder dahin versetzt. Wir mussten morgens alle antreten und es wurde zum Hörsaal marschiert. Dort lernten wir die militärischen Bestimmungen und Richtlinien als Vorgesetzte kennen und anzuwenden. Der Stoff war mehr als trocken. Aber auch in dieser Zeit mussten wir die Hindernisbahn überqueren (Ein Parcours, mit teils sehr netten Gerätschaften). Ich mochte es, draußen zu sein, dann zog der Tag am schnellsten an einem vorbei. Dennoch blieb meine innere Unsicherheit bestehen, ich strengte mich so sehr an, all die Bestimmungen auswendig zu lernen, vergaß aber so schnell die Paragraphen, wie ich sie las. Am Wochenende fuhr ich nach Hause und vergrub mich in mein Bett. Ich fühlte mich allein und unverstanden.



Die anderen Lehrgangsteilnehmer schienen weniger Probleme im Lernen zu besitzen als ich, obwohl ich mich so anstrenge.

Die innere Stimme bezeugte, dass ich eh nie etwas recht machen würde. Und die Angst, die Lehrgänge nicht zu bestehen, stieg immer mehr an. Denn mein Arbeitsplatz bei der Bundeswehr würde erst sicher sein, sollte ich diese zwei Lehrgänge bestehen.

Fiele ich auch nur in einem durch, würden meine vertraglichen 12 Jahre auf nur 2 Jahre reduziert werden.

Das löste eine tiefe Versagensangst in mir aus, die ich damit bekämpfte, dass ich umso härter gegen meinen Körper arbeitete. Irgendeiner musste leiden und das war in dem Fall er.

Für mich war der Laufsport überlebenswichtig und so lief ich fast jeden Tag in der Kaserne nach Dienstschluss einsam meine Runden. Beim Laufen passierte es: Plötzlich verspürte ich ein schmerzhaftes Ziehen an der linken Leiste.

Ich war überrascht, denn so was kannte ich nicht.

Es war normal, das beim Sport ab und zu mal was weh tat, aber an der Leiste? Eine Zerrung war es nicht, denn ich wusste, wie sich Zerrungen anfühlten, außerdem lief ich sehr langsam und sprintete nicht durch die Gegend.

Ich ging langsam zurück in die Stube, duschte mich und legte mich anschließend hin. Am nächsten Tag war der Schmerz noch immer da und jetzt fühlte es sich wie ein Ei an, was an der linken Leiste saß.

Der Arzt meinte, das könnte ein Leistenbruch sein und ein solcher Bruch würde die sofortige Ablösung vom Lehrgang bedeuten – ich ärgerte mich, dass ich zum Arzt gegangen war.

Allerdings konnte der Doktor nichts ertasten, was auf einen Bruch hin deutete und so entließ man mich. Der Schmerz blieb,

aber war auszuhalten. So schluckte ich wieder Schmerzmittel, um den Lehrgang durchzustehen.

Nach insgesamt 5 Monaten war ich mit beiden Lehrgängen durch und einen Tag vor Beendigung des Lehrgangs, wurde ich zum Kompaniefeldwebel gerufen. Der teilte mir mit, dass ich nun versetzt werden würde, da Delmenhorst nur eine vorläufige Sache gewesen wäre. Auf meine Frage, wohin es denn gehen würde, meinte er freundlich »Ummendorf.«

Ummendorf? Wo lag dieses Ummendorf?

Er zeigte auf die Karte und sein Finger rutschte langsam vom Norden, bis ganz nach Süden und kurz vor Bayern hielt er an.

Dort war die kleine Luftwaffeneinheit, mitten im Nirgendwo in Baden Württemberg, Postleitzahl 88444.

Ich musste schlucken.

Natürlich war es mir von Anfang an bewusst gewesen, dass ich Bundesweit versetzt werden konnte. Aber wer erwartete denn, dass er wirklich vom einen Ende zum Anderen versetzt wurde? Im Büro ließ ich mir nichts anmerken. Tapfer lächelte ich den Kompaniefeldwebel an, immerhin waren es zwei Tage vor Weihnachten. Mein Urlaub war eingereicht und so feierte ich mit meiner Mutter in der Gewissheit, dass ich im nächsten Jahr sehr weit weg ziehen würde. Anfang Januar war es dann soweit.

Ich verabschiedete mich von Hamburg und zog nach Ummendorf. Von der Großstadt ins Dorf. Hier war die Welt noch heile, die Vorgärten gepflegt und die Menschen trennten tatsächlich Müll! Ich fühlte mich sofort unwohl, als ob mein Körper in ein zu enges Korsett gepresst wurde.

Lara, meine kleine schwarze Katze lebte wieder bei mir, nachdem sie für die Zeit der Lehrgänge bei meiner Mutter gewesen war.

Die Luftwaffeninstandsetzungseinheit war klein und überschaubar. Keine 300 Soldaten und Beamte arbeiteten dort.

Sie reparierten Schleudersitze für das Flugzeug.

Der Kompaniechef teilte mir am Vorstellungstag mit, dass meine Arbeitsstelle zwei Berufe mit sich führen würde. Ich sollte beim S6 Bereich arbeiten, der vornehmlich mit der Administration der PCs und des Netzwerk zu tun hatte. Das war für mich mehr als erfreulich, denn innerlich sträubte ich mich dort zu sitzen, wo ich eigentlich sitzen sollte, bei der Logistik!

Es gab nur zwei weitere Kameraden im Büro und ich verstand mich mit ihnen sehr gut. Nach einigen Wochen flatterte ein Versetzungsbefehl ins Haus – ich hatte nun in der Nähe von Bremen meine logistischen Lehrgänge zu absolvieren.

Denn die zwei Lehrgänge davor waren ja nur dazu da, dass ich die militärischen Strukturen kennen lernte. Nun ging es ans Eingemachte und davor hatte ich großen Bammel.

Die Schmerzen in der Leiste waren zwar noch immer da, aber die Ärzte im Ulmer Krankenhaus konnten auch nichts feststellen. Peinliche Untersuchungen musste ich über mich ergehen lassen, wo man mich fragte, ob ich oft Geschlechtsverkehr hätte.

Ich konnte nur ungläubig mit dem Kopf schütteln, immerhin war der Schmerz an der linken Leiste lokalisierbar und nirgendwo sonst. Am besten war ein Arzt, der sich meine Füße ganz genau ansah, durchknetete und dann bemerkte, dass es kein Fußpilz sei. Mittlerweile war ich so verunsichert, ob ich mir das nicht einbildete, dass ich meine Sachen packte und mit dem Zug Richtung Bremen ins Niemandsland fuhr.

Lara konnte ich bei einem Tiersitter unterbringen, den ich im ganzen Terminstress durch Zufall gefunden hatte. Es kümmerte

niemandem, dass ich ein Tier versorgte. Das war zusätzlicher Stress, den ich nur gerne vermieden hätte. Die Kaserne, in der ich meinen neuen Lehrgang absolvierte, war so wie viele andere auch, sehr weit weg von der Zivilisation. Busse fuhren überhaupt nicht dorthin und man musste sich am Bahnhof ein Taxi nehmen, um dahin zu gelangen. Das »Einchecken« bei solchen Lehrgängen war immer dieselbe Prozedur. Man ging nach oben zum Kompaniefeldwebel, zeigte seinen Versetzungsbefehl und dann wurde einem eine Stube zugeteilt. Dort schüttelte man die Hände von den ankommenden Kameraden und fing an, auszupacken. Ich musste zwei Lehrgänge bestehen.

Wenn ich den ersten bestand, würde ich zum Feldwebel befördert werden. Allerdings teilte man mir mit, dass der Lehrgang sehr schwer für solche sei, die keinerlei Buchungserfahrung besaßen.

Na toll, das fing ja schon mal gut an! Die Stube war leer, es gab keine weitere Frau im Lehrgang und das war mir nur recht.

So konnte ich ein wenig Privatsphäre genießen.

Ich wollte mich, so gut es ging, auf diese Lehrgänge konzentrieren, denn ich musste sie einfach bestehen.

Jeder von ihnen würde zwei Monate dauern, insgesamt würde ich also vier Monate dort bleiben müssen. Seufzend ging ich ins Bett, nicht wissend, wie sich die nächsten Wochen und Monate entwickeln würden. Am nächsten Tag empfing uns unser Vorgesetzter und teilte unsere Lehrgangsinformationen aus. Die Themen waren meist sehr trocken und von logistischen Regeln durchsetzt.

In den anderen Unterrichtsstunden durften wir mit dem PC arbeiten, aber das Lernprogramm wurde nicht einfacher.

Die Buchungsvorgänge waren kompliziert, denn es gab ständig Sonderregelungen, die man beachten musste. Die Prüfungen wa-

ren schwierig, eine Fünf bekam man schon bei 63 % der Aufgaben, so dass man bei der Note 4,5 offiziell versagt hatte.

Ich versuchte, so gut es ging, die Buchungsvorgänge zu lernen, aber verstand oftmals den Sinn dahinter nicht.

Also musste ich die Formeln auswendig lernen, was bei der Masse an Formeln zu einer sehr großen Herausforderung wurde.

Am Ende des Lehrganges fuhr ich nach zwei Monaten mit einer Note von 4,7 nach Hause. In Ummendorf musste ich erklären, warum ich durchgefallen war.

Nun stand fest: Ich würde das alles nochmal wiederholen müssen. Und dann dürfte ich nicht durchfallen, sonst hieße das: Entlassung aus der Bundeswehr! Da meine Leistenschmerzen nicht weniger wurden, schickte mich die dort ansässige Ärztin zu einer Klinik, die ambulante Operationen durchführte. Bei dieser wurde ein Leistenbruch festgestellt. Dieser Bruch verschaffte mir eine Auszeit von dem furchtbaren Lehrgang, so dass ich nun untätig auf meinem Arbeitsplatz herum saß, weil es kaum Arbeit für mich gab. Aber ich durfte etwas anderes tun, nämlich mir eine neue Wohnung suchen. Meine Vermieterin hatte in meiner Abwesenheit meine Wohnung betreten.

Das teilte sie mir ganz unverblümt mit, denn sie war von meiner Unordnung wenig begeistert und bestand nun darauf, alle zwei Wochen in der Wohnung nach dem rechten zu schauen. Überrascht und geschockt von soviel Dreistigkeit, stand ich an der Haustür und hörte mir ihren Vortrag an. Als ich diese schloss, war mir klar, dass ich keine Minute mehr dort verbringen wollte. So zog ich innerhalb von zwei Wochen nach Ulm in eine nette, kleine Wohnung. Das Dorfleben war nun für mich vorbei und die Anonymität hatte mich wieder! Mittlerweile hatte ich ein kleines

amateurhaftes Fotostudio bei mir in der Wohnung eingerichtet. So fotografierte ich an den Wochenenden viele Frauen und hatte Spaß daran, mit ihnen etwas künstlerisches zu entwickeln. Meine Mutter schwärmte allerdings noch immer davon, wie toll das christliche Leben sei. Da ich mittlerweile wieder in einer Großstadt wohnte, ging ich eines Sonntags in den Gottesdienst einer Freikirche. Es konnte ja nicht schaden, andere Christen zu treffen, denn ich wollte verstehen, warum sie sich so anders benahmen, als die Menschen, die ich sonst kannte.

In der Gemeinde in Ulm bot sich mir dasselbe Bild, welches ich schon von Hamburg aus kannte. Lauter nette Menschen saßen dort, schüttelten meine Hand und stellten sich mir vor.

Als die Predigt vorüber war, lud man mich sogar zum Mittagessen ein, aber das war mir dann doch zu intim und ich schlug lächelnd die Einladung aus. Noch immer konnte ich nicht nachvollziehen, was so spannend am Gottesdienst war.

Aber die Leute dort waren nett, dass musste ich zugeben.

Also ging ich am nächsten Sonntag wieder hin und lernte Joana kennen. Sie war mit Hans zusammen und beide führten ein Leben wie aus einem perfekten Bilderbuch. Sie leiteten einen Hauskreis und luden mich für den nächsten Dienstag ein, daran teilzunehmen. Hauskreise waren Versammlungen von Christen, die im privaten Umfeld die Bibel studierten und darüber diskutierten. Diese Christen wollten nicht nur am Sonntag in die Gemeinde gehen, nein, sie wollten freiwillig in der Woche die Bibel lesen und darüber reden. Ich fand das immer verwunderlicher. Aber ich ließ mich dazu überreden, einfach mal teilzunehmen. Eine Bibel hatte ich auch noch zur Hand.

Ein Geschenk von meiner Mutter.

Ich hatte das erste Kapitel aufgeschlagen und klappte die Bibel nach ein paar Sätze des Lesens wieder zu.

Das war vielleicht ein langweiliger Lesestoff. Und nun ging ich zu einem Hauskreis, in dem gerade dieses Buch besprochen wurde.

Ich wusste nicht, was mich am Abend erwartete, aber wenn es allzu langweilig werden würde, dann wäre es das erste und letzte Mal gewesen. Nachdem ich das beschlossen hatte, fühlte ich mich

viel besser. Zuhause saß ich am Nachmittag vor dem Computer und installierte ein neues Spiel, welches World of Warcraft hieß. Ein ziviler Arbeitnehmer hatte mir dieses Spiel empfohlen.

Ich fand es interessant, dass so viele Menschen dieses Spiel online spielten. Da ich mich von Natur aus eh zu den Stubenhockern zählte, war das eine neue interessante Sache, die ich kennen lernen wollte. Man konnte zwischen verschiedenen Wesen wählen und dazu ihre Klassen. Es gab Krieger, Magier und Heiler. Als ich das erste Mal in dem Spiel online ging, empfing mich mein Arbeitskollege mit seiner Spielfigur und zeigte mir die Welt. World of Warcraft war riesig und in jeder Zone gab es unterschiedliche Vegetation. Anfangs stolperte ich wie ein hilfloses Kind hinter der Figur meines Arbeitskollegen hinterher. Der war an das Spiel gewöhnt und redete unablässig von Dingen, die ich einfach nicht verstand.

Bis spät in den Abend saß ich vor dem Rechner und stand am nächsten Morgen übernachtigt auf. Wir unterhielten uns auf der Dienststelle über das Spiel und er sagte mir, das ich monatliche Gebühren würde zahlen müssen, wollte ich in die höheren Level aufsteigen. Das war für mich logisch und da ich von der Bundeswehr ein üppiges Gehalt erhielt, machten mir die Gebühren nichts aus. Natürlich wollte ich das Spiel im vollen Umfang nutzen, es erschien mir wie eine kleine Wundertüte, die ein Kind in froher Erwartung öffnete und erstaunt die vielen kleinen Plastikspielzeuge ausprobierte. Dagegen war am nächsten Tag das absolute Kontrastprogramm angesagt. Der Abend des Hauskreises stand an und ich hatte überhaupt keine Lust dazu. Absagen wollte ich allerdings so kurzfristig nicht und diese Christen wollten mich ja sogar abholen. Ich konnte dem nicht entgehen. So saß ich



bei Joana und den anderen Christen in einer gemütlichen Runde auf einem der Polsterstühle.

Sie schlug vor, dass ich mich ja vorstellen könnte. Was sollte ich ihnen sagen? Ich glaubte ja überhaupt nicht an das, an was sie glaubten, denn ich wollte ja nur einfach das christliche Leben kennen lernen, von dem meine Mutter so schwärmte.

Also druckste ich herum, erwähnte dass meine Mutter Christin sei und redete über Gott und die Welt und das, was ich bei den Telefonaten mit meiner Mutter aufgeschnappt hatte. Sie nickten und sahen mich freundlich an, ich wusste nicht, ob man mir meine falsche Christengeschichte abkaufte. Die anderen Christen stellten sich dann vor und erzählten, wie sie zu Gott und diesem Jesus gefunden hatten. Von Jesus wusste ich nach wie vor nichts und es interessierte mich auch nicht. Dann lasen wir noch ein wenig in der Bibel und redeten darüber, wie man das in den Alltag mit hinein nehmen könnte.

Zum Abschluß beteten sie noch gemeinsam und ich faltete brav meine Hände, obwohl ich vom Beten genau soviel hielt wie von diesem Jesus. Es konnte einfach kein Geschöpf geben, was so gewaltig war und was dennoch mich als Person ansah oder sogar noch auf diese Gebete reagierte.

Ich wollte aufspringen und rufen, dass es doch die Evolutionstheorie gab, die ja eindeutig bewies, dass wir von den Affen abstammten! Wo war denn da bitteschön ihr Gott? Aber die Gemeinschaft war dermaßen friedlich, dass ich mich zurückhielt, lächelte und versuchte nicht allzu dumm auf christliche Fragen zu antworten. Jedoch fühlte ich, dass ich einfach nicht zu ihnen gehörte. Sie besaßen etwas, was ich nicht besaß und ich wusste nicht, was das war. Am nächsten Sonntag saß ich wieder in der

Gemeinde und hörte der Predigt zu. Ich verstand sie nach wie vor nicht und das schlimmste war, ich ärgerte mich derart darüber, dass ich richtig sauer wurde.

Was der Mann da vorne redete, das war absonderlich.

Ich blickte um mich und sah, dass ich die Einzige war, die das so erlebte, denn alle anderen lächelten oder nickten dem Mann zu.

Befand ich mich auf einem anderen Planeten? Hallo!

War von diesen verblendeten Menschen, die einen auf Harmonie machten, überhaupt einer außer mir wach? Ich saß da auf meinem Stuhl, als ob ich nackt auf einem Ameisenhügel hockte.

Als der Gottesdienst vorbei war, sprang ich auf und verabschiedete mich sehr schnell von Joana und Hans.

Ich wollte nach Hause und World of Warcraft spielen!

Immerhin war Wochenende und ich hatte mir das redlich verdient! Als ich in den Bus einstieg, schüttelte ich noch immer den Kopf, wieso ich so blöd gewesen und freiwillig morgens in eine Gemeinde gegangen war. Diese Menschen verstanden mich nicht. Die lebten in ihrer Jesuswelt und hatten sich aus der Realität ausgeklinkt. Sie beteten über Probleme, anstatt sie pragmatisch anzugehen. Ich schrieb Joana eine Mail und meldete mich vom Hauskreis ab. Ich brauchte so etwas nicht, ich war jung, sportlich und Soldatin bei der Bundeswehr.

Ich wusste, wie ich mit Problemen umgehen musste!

In Ulm joggte ich ungern, deshalb kaufte ich mir ein sehr teures und professionelles Laufband. Durch die Operation hatte ich viel Ausdauer verloren und weil ich mein Essverhalten dem nicht anpasste, zeigte sich das sehr deutlich auf der Waage.

Ich focht einen inneren Kampf mit mir aus, denn dick werden wollte ich auf keinen Fall. Aber immer, wenn ich Abends vor dem

Computer saß und World of Warcraft spielte, vergaß ich meine guten Vorsätze und aß Süßes und Deftiges.

Weil ich noch immer Schmerzen in der Leiste hatte, wurde ich noch einmal operiert und mehrere Lymphknoten wurden entnommen. Das alles zog mich psychisch weiter runter, denn ich musste wieder pausieren und konnte nicht joggen.

Ich hatte das Gefühl, dass ich mich auf einer Wendeltreppe des Lebens befand, die nach unten führte. Denn alles, was ich versuchte, half nicht. Es wurde beständig schlimmer.

So musste ich hart trainieren, um das Sportabzeichen zu bestehen. In der Bundeswehr musste man mehrere sportliche Aktivitäten im Jahr bestehen. Darunter zählten mehrere Märsche und auch das deutsche Sportabzeichen.

Da ich an keinen einzigen Marsch teilgenommen hatte, wollte ich wenigstens dieses Sportabzeichen holen! So fuhr ich jede Woche zum Sportplatz und legte die Disziplinen unter Schmerzen ab und einem inneren Druck, wo ich befürchtete, dass dieser mich eines Tages zum platzen bringen würde.

Das Jahr verging und es flatterte erneut die Lehrgangsversetzung ins Haus, so dass ich nach ein paar Wochen wieder im Zug Richtung Bremen saß.

Lara musste ich abgeben, denn vor der Abreise bekam ich ständig auftretende Panikattacken und Depressionen, so dass ich mich um sie immer weniger kümmern konnte.

Sie wegzugeben war unglaublich schmerzhaft, aber sie würde dort mit einem kleinen Kater zusammen leben und ich spürte, dass das für sie das Beste war. Diesmal musste ich die Lehrgänge bestehen, sonst würde ich bald arbeitslos sein. Das wollte ich auf keinen Fall! So versuchte ich ,so gut es ging, den Unterrichtsstoff zu verstehen und vor allem richtig am Computer zu buchen. Einfache Buchungsfälle waren nicht schwer, wenn es aber ums storieren ging und wieder ausbuchen, da wurde es kniffliger. Wir mussten alle Buchungsfälle erst theoretisch erfassen und aufschreiben, um sie hinterher richtig in den Computer einzugeben. Für mich war das meiste ein Buch mit sieben Siegeln, ich verstand nur wenig von dem Zeug und fing deshalb an, viele Buchungsschritte auswendig zu lernen.

Da die meisten Soldaten praktische Buchungserfahrung besaßen, war das für sie viel leichter. Ich hatte es versäumt, in meiner Dienststelle in den S4 Bereich zu gehen, um dort das Buchen zu lernen. Denn ich wollte nicht das Büro verlassen, wo ich gerade saß. Ich verstand mich mit den Kameraden dort gut und immer wenn ich den S4 Bereich betrat, dann bekam ich ein unangenehmes Gefühl. Innerlich wehrte sich alles dort zu arbeiten, wo ich eigentlich arbeiten sollte.

Weil ich diese Doppelstelle besetzte, konnte ich mir es quasi aus-suchen, in welchem Bereich ich arbeitete. Auf diesem Lehrgang gab es einen anderen Kameraden, der ebenso wie ich dieses Spiel spielte und meine Begeisterung darüber verstand.

Er galt als Streber, weil er wirklich viel wusste, aber er war jemand, der seine Prinzipien hatte und nichts auf das Gerede von Anderen gab. Da er in der Nähe von Augsburg wohnte, bildeten wir eine Fahrgemeinschaft.

Nun konnte ich jedes Wochenende nach Hause fahren, um das Wochenende mit dem Spielen zu verbringen. Am Sonntag hieß es wieder, packen und ab in den Zug, denn er holte mich von einem Bahnhof ab. Dann saßen wir wieder für sechs Stunden im Auto und redeten über dieses und jenes.

Sein Name war Peter und er lebte für die Logistik und die Bundeswehr. Er war das komplette Gegenteil von mir und konnte oftmals nicht nachvollziehen, warum mir die Logik der Logistik dermaßen schwer fiel. Aber nicht nur das Lernen war eine mühselige Angelegenheit, auch der Sport wurde mir verhagelt, durch einen unserer Ausbilder.

Dieser war durchtrainiert und liebte Ballsportarten.

Wenn es etwas gab, das ich verabscheute, dann war das eine Sportart mit einem Ball. Deshalb sah ich mich wieder in die Grundschule versetzt, denn ich war das Kind, welches immer zuletzt in die Mannschaft aufgenommen wurde.

Der Ball und ich wurden nie eine homogene Einheit!

Ich glaubte, diesen Mist hinter mich gelassen zu haben, wurde aber eines besseren belehrt. Und da unser Vorgesetzter ebenso ehrgeizig wie sportlich war, spielten wir jede Woche in der Halle. Und jede Woche wollte ich aufspringen und davonrennen, weil

mich dieses männliche Machotum dermaßen aufregte, dass ich keinerlei Spaß an dieser Sache hatte. Denn die Männer spielten so, als ob ihr Leben davon abhinge und ich musste Miene zum bösen Spiel machen, da ich nicht einfach den Unterricht sausen lassen konnte. Aber auch das ging irgendwann vorbei, denn schließlich endeten die Wochen des Lernens und der große Tag der Abschlussprüfung kam. Als ich die Buchungsbelege vor mir sah, bekam ich den selben Blackout wie vor einem Jahr.

Ihn zu erleben, war das Letzte, was ich mir vorstellte.

Ich erkannte nicht mehr, was ich buchen musste und machte Fehler, die ich nicht mehr korrigieren konnte. Es war der reinste Albtraum. Die Buchungszettel gab ich mit schweissnassen Händen ab, mit draufgekritzeltten Erklärungen, warum ich dieses und jenes nicht erledigen konnte und mir war klar, keine Glanzleistung abgeliefert zu haben, mit diesem Werk.

Der Unterschied hier allerdings war, dass ich so viele gute Noten davor gesammelt hatte, dass ich durch diese Prüfung nicht mehr durchfallen konnte. Ich war sehr froh, diesen ersten Lehrgang endlich bestanden zu haben, wenn auch mit Ach und Krach, aber er war vorbei und ich wurde befördert zum Feldwebel. Anschließend rief ich in meiner Dienststelle an, denn man hatte mir mitgeteilt, dass diese an Stellen reduziert werden würde.

Meine Stelle sei sicher, teilte man mir am Telefon mit, so dass ich beruhigt den Hörer wieder auflegte, nachdem ich versicherte, fleissig weiter für die Prüfungen zu lernen.

Zwei Monate Lehrgang standen noch vor mir, dann würde ich nie wieder freiwillig zu dieser Dienststelle fahren. Das einzig positive an diesem Ort war der Wald, in dem ich ab und zu joggte. Die vielen kleinen Pfade erinnerten mich an die Zeit im Hamburger

Stadtpark. Breite Wege mochte ich nie, ich freute mich immer, wenn ich auf einem Trampelpfad die Natur entdecken durfte. Das linderte den Stress ein wenig.

So verfrachtete ich mein Leben langsam wieder in eine Parallelwelt. Am Wochenende spielte ich intensiv das Spiel, um den Lehrgang zu vergessen und innerhalb der Woche konzentrierte ich mich darauf, zu lernen. Zwischendurch trieb ich weiteren Laufsport, um zu verhindern, weiter zuzunehmen.

Erleichterung machte sich breit, als die zwei Lehrgänge vorbei waren. Und zum Abschluß führen wir in die Stadt.

Die gesamte Klasse machte mit dem Vorgesetzten einen Rundgang über den Weihnachtsmarkt. Dann setzten wir uns in eine Bar, die auch einen Raucherbereich besaß. Da ich Asthma hatte, konnte ich nicht den kleinsten Rauch vertragen.

Doch die gesamte Gruppe, einschließlich des Vorgesetzten setzte sich in den Raucherbereich, obwohl ich darum fast bettelte, dass sie bitte doch hier im Nichtraucherbereich bleiben würden.

Da saß ich, alleine an der Bar und trank ein Bananenbier.

Ich konnte nicht nachvollziehen, warum man mich so isolierte, denn ich musste mein Asthmaspray regelmäßig nehmen, es war für mich normal geworden, es zu benutzen.

Immerhin, das Bier schmeckte mir so gut, dass ich gleich danach das Zweite orderte. Peter kam zu mir und meinte, dass er es falsch fand, mich alleine hier sitzen zu lassen.

In diesem Augenblick war ich ihm unglaublich dankbar. Wir gingen noch ein wenig in der Stadt umher spazieren und schlenderten dann langsam zum Bus, der uns wieder zur Dienststelle bringen würde. Er sagte zu mir, dass er sich ärgerte, dass die Anderen mich so mobbten. Wir hatten wirklich verschiedene Ansichten

vom Leben, aber Peter zeigte in diesem Augenblick eine Courage, die selbst der Vorgesetzte nicht besaß.

Nun fuhr ich wieder zurück nach Ulm, als ausgebildeter Feldwebel. Allerdings fühlte ich mich nach wie vor hilflos.

Denn diese vier Monate waren komprimiertes Wissen gewesen, nun würde die Realität auf mich warten.

Und in dem Wissen, nun in diesem grauensvollen S4 Bereich sitzen zu müssen, ließ mich innerlich erschauern.

Als ich am nächsten Tag nach Ummendorf fuhr, begrüßte man mich dort mit folgenden Worten.

»Hallo Frau Bode, schön Sie zu sehen. Und im übrigen, Ihre Stelle wurde wegrationalisiert!« Ich saß auf dem Stuhl und konnte das nicht fassen! Es war zwei Tage vor Weihnachten, als man mir das mitteilte. Mehr als einmal hatte ich dort angerufen und mich nach meiner Stelle erkundigt. Und immer hatte es geheißen:

»Ihre ist sicher!«

Nun stand ich nach zwei Tagen im Zug auf den Gang, der nach Lübeck fuhr, in dem Wissen, dass ich bald wieder versetzt werden würde. Das ärgerte mich dermaßen, dass ich weinen musste. Ich fühlte mich verraten und verkauft. Wenigstens hatte ich jetzt zwei Wochen Ruhe vor dem Sturm, der ganz gewiss kommen würde. Und während ich noch immer darüber nachdachte, wohin es mich diesmal verschlagen würde, schlief ich vor Erschöpfung ein.



Ich verbrachte die Weihnachtstage bei meiner Mutter und um nicht miteinander streiten zu müssen, vermieden wir beide schwierige Themen. Nach einigen Tagen hielt ich es nicht mehr bei ihr aus und musste nach Hause fahren. Mein Spiel erwartete mich. Die Fülle, an Möglichkeiten, die es bot, schienen fast endlos zu sein. Man konnte Berufe wählen, seine eigene Rüstung herstellen, Gegenstände sammeln und in einer Gruppe mit anderen Mitspielern gemeinsame Abenteuer erleben.

Wollte man die wirklich tollen Rüstungen tragen, die selten und schwer zu beschaffen waren, musste man sich mit mehreren Spielern zusammentun, um spezielle Monster, genannt »Bosse« zu töten. Ein Boss besaß immer ganz bestimmte Spezialfähigkeiten und die Spielergruppe musste deshalb jede Klasse dabei haben, denn jeder erfüllte einen wichtigen Auftrag.

Um diese richtig zu koordinieren, gab es einen Mitspieler, der die Rolle des »Leiters« übernahm. Die großen Gruppen hießen »Raids«. Wir trafen uns zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt, um gegen die Bosse anzukämpfen. Das wurde mittels Teamspeak, einem Programm, womit man mit Kopfhörer und Mikrofon mit den anderen Spielern reden konnte, realisiert. Wollte man in einen regelmäßigen stattfindenden Raid dabei sein, musste man in eine »Gilde« eintreten. Die Gilde war wie ein Verein gegliedert, in dem es auch einen Gildemeister gab. Darunter gab es oftmals noch »Offiziere« die den Leiter unterstützten.

Alles in allem gab es keine Demokratie in diesem Spiel.

Aber das wollte auch niemand, denn jeder Spieler, der in einem guten Raid dabei war, wollte nur eines:

Die beste Ausrüstung tragen, die es gab! Um in einen Raid teilnehmen zu können, musste man die jeweilige Maximalstufe, die das Spiel festlegte, besitzen und sowie geeignete Rüstungsteile tragen, die man davor in den weniger gefährlichen Dungeons gesammelt hatte.

Sollte der Spieler seine Spielfigur nicht ordentlich ausgerüstet haben, wurde der Spieler sofort aus der Gruppe geschmissen und ein anderer wurde nachgeladen. Es galt als festgeschriebenes Gesetz, dass man alles tun musste, um seine Spielfigur optimal auf den Raid vorzubereiten. Und das bedeutete: Investiere Zeit – und zwar jede Menge davon! Deshalb ging ich jeden Tag online, um Tränke zu »farmen« (Sammeln von Stoffen und Herstellen von Dingen) oder verbesserte meine Ausrüstung, Stück für Stück.

Um in eine gute Gilde eingeladen zu werden, musste man – wie im echten Leben – eine Bewerbung schreiben.

Das mag einem Außenstehenden sehr fremd und skurril erscheinen – was ich absolut nachvollziehen kann – aber zu dem damaligen Zeitpunkt war dieses Spiel meine absolute Lebensmitte. Ich tat alles, um einen Platz in einer angesehenen Gilde zu bekommen, weil die Spielfigur mittlerweile mein reales Leben bestimmte. Wenn ich von der Arbeit nach Hause kam, schaltete ich sofort den Rechner an.

Ich wusch meine Kleidung immer unregelmäßiger, so dass sie sich in meiner Wohnung stapelte. Es gab einen Haufen frische Wäsche und einen Haufen, wo ich nicht genau wusste, wie gut diese Wäsche noch war.

Mein Geruchssinn entschied, ob die Kleidung noch tragbar war.

Als Soldatin war es sehr einfach, auf der Arbeitstelle ordentlich gekleidet zu erscheinen – man trug nur Flecktarn! Natürlich

musste man als Teilnehmer eines Raides zu bestimmten Zeiten online und immer verfügbar sein.

War ein Spieler ab und zu unpünktlich oder erschien er gar nicht, ohne sich abzumelden, wurde er rausgeschmissen.

Aber uns Spielern galt eben der Beute die gesamte Aufmerksamkeit. Jeder wollte für seinen Spielcharakter die beste Ausrüstung tragen, das schönste Reittier besitzen und die meisten Punkte sammeln. Denn mit besserer Ausrüstung machte man entweder mehr Schaden, heilte mehr oder konnte mehr Schaden einstecken. Alles wurde für die Gilde und die Gemeinschaft getan.

Wer sich nicht Zeit nahm, um Tränke oder anderes herzustellen, wurde irgendwann so sehr gemobbt, dass er freiwillig die Gilde verließ. Insofern musste man täglich viele Stunden in diesem Spiel verbringen, um die Vorgaben der Gilde zu erfüllen.

Diesem Druck setzte man sich freiwillig aus, denn mit besserer Ausrüstung wurde man eher bewundert von den Spielern, die in einer schlechteren Gilde waren.

Mein Spielen wurde nur durch eines unterbrochen: Der Arbeit.

Mittlerweile saß ich im S4 Bereich und durfte Buchungen korrigieren. Ich saß in einem Einzelbüro und zählte die Stunden am Tag. Mein gesamtes Denken drehte sich nur noch um das Spiel und meine Spielfigur.

Die Erfolge, die ich in dem Spiel errang, feierte ich, als ob es meine realen Erfolge wären. Eines Tages flatterte endlich der lang ersehnte Versetzungsbefehl auf meinem Schreibtisch.

Und ich war angenehm überrascht.

Kiel hieß mein nächstes Ziel. Ich telefonierte mehrmals mit dem Hauptfeldwebel, der auf meiner zukünftigen Stelle saß und der mir ein wenig erklären konnte, welches meine zukünftigen Auf-

gaben in der neuen Dienststelle waren. Ich war einigermaßen erfreut, dass es wenigstens zurück in den Norden ging.

Jedoch musste ich wieder umziehen, wieder eine Wohnung finden und alle behördlichen Angelegenheiten regeln.

Es nervte mich, dass man mir kaum Zeit gab und dass man von mir erwartete, dass ich in zwei Wochen alles würde regeln können. Um nicht ewig in der Kaserne zu schlafen, wählte ich die erstbeste Wohnung für den Umzug aus.

Ich wollte den Stress ignorieren, aber mein Körper litt umso mehr darunter. Mittlerweile zuckte meine Mundpartie, wenn ich zu Hause vor dem Rechner saß. Dann spannte sich mein Mund an und ich musste mich regelrecht erinnern, ihn wieder zu entspannen. Ich spürte, all das führte mich in eine immer stressigere Situation. Aber noch wollte ich mein Scheitern nicht zugeben. Immerhin arbeiteten viele Menschen unter stressigen Bedingungen. Ich war halt eben viel zu weich eingestellt und das würde ich nun in Kiel abstellen!

Ich würde mich in dieser Behörde anpassen und meine Aufgaben gut erledigen. Denn eines war mir klar:

Dieser Umzug nach Kiel sollte der letzte für eine lange lange Zeit sein! Sollte die Bundeswehr mich wieder nach kurzer Zeit versetzen wollen, würde ich mich diesmal mit Händen und Füßen dagegen wehren. Irgendwann reichte es!

Ich hatte bis dato all die Jahre brav alles über mich ergehen lassen und immer geschluckt. Nun wollte ich in einer Stadt Wurzeln schlagen, seelisch »ankommen« und dort auch wieder Freundschaften schließen. Seit Beginn der Bundeswehr hatte ich keine Beziehung mehr gehabt. Da ich kein Partygänger war, ging ich nach der Arbeit nach Hause. So konnte man natürlich schlecht je-

manden kennen lernen. Aber auch meine Versuche, online einen Mann zu finden, scheiterte oftmals bei den Telefonaten.

Ich hatte kein Interesse an ein schnelles und unverbindliches Bettgehüpf, deshalb traf ich keinen von den Männern. Sie waren leicht zu durchschauen und ich war einfach mittlerweile angewidert von so einem brunftartigem Verhalten.

So zog ich mich immer mehr in die Wohnung zurück und spielte nur noch dieses Spiel, denn dort konnte ich bestimmen und herrschen, dort war ich der Held! Mit der Sado Maso Schiene hatte ich auch nichts mehr zu schaffen, denn auf beiden Seiten fühlte ich mich nicht wohl und all das Auspeitschen erinnerte mich eher an ein billiges Theaterstück, als an etwas, was mir gefallen würde. Ich war es leid, eine Maske im privatem aufzusetzen, denn ich setzte die Maske der zufriedenen Soldatin ja schon genug bei der Arbeit auf. Und all das Schauspiel, der glücklichen Soldatin, fing an, mir immer schwerer zu fallen.

In Kiel arbeitete Dirk, mein Vorgänger, mich noch zwei Monate in allen Arbeitsvorgängen ein. Das Arbeiten in einer vorgesetzten Behörde war vollkommen anders, als in meiner letzten Dienststelle. Alleine die Art und Weise wie man eine Email formulierte, ließen mir die Haare anfangs zu Berge stehen. Alles musste vom Hauptmann, meinem unmittelbaren Vorgesetzten, durchkorrigiert werden, damit ich nichts an andere Dienststellen versandte, was peinlich für die Behörde gewesen wäre.

Das war für mich absolut in Ordnung, denn ich war neu in der Behörde und musste folglich dort erstmal lernen, wie man als Behörde Briefe schrieb. Dank des Internets konnte ich weiterhin in meiner unrealen Welt spielen und vergaß, mich gesund zu ernähren. Auf der Phase des ungesunden Essens kam die Reuephase und dann kämpfte mich wie eine durchgedrehte Kuh durch den Stadtpark, um die Kilos wieder loszuwerden. Manchmal stand ich morgens um 4 Uhr auf, damit ich in Ruhe joggen gehen konnte. Tatsächlich verlor ich bei diesem Sportmarathon einige Kilos. Dummerweise waren die schneller wieder drauf, als dass ich nach rechts schauen konnte. Ich ignorierte die Ursache und bekämpfte nur die Symptome. Nach zwei Monaten der Einarbeitungszeit wurde Dirk, zu seiner neuen Dienststelle versetzt und ein Kamerad kehrte von seinem Auslandseinsatz heim, Oliver.

Er saß im Büro hinter mir und war seit über fünfzehn Jahren bei der Dienststelle. Ich, gerade frisch mit allen Lehrgängen durch, war auf der beruflichen Ebene ihm vollkommen unterlegen. Eines Tages kam er in mein Büro, schnappte sich ein paar Ordner und redete etwas von »Das schaffen wir gemeinsam.«

Dann verschwand er wieder und ließ mich mit vielen Fragezeichen sitzen. Was war nun los? Ratlos saß ich an meinem Schreibtisch. Hatte ich nicht in all den Wochen ohne Dirk gute Arbeit geleistet? Meine Arbeit wurde so sehr kontrolliert, dass ich kaum Fehler hätte machen können. Es gab nur ein einziges Arbeitsfeld, welches mich pro Tag ca. eine halbe Stunde Zeit kostete. Aber dieses Arbeitsfeld gehörte mir, mir ganz allein.

Als Administrator war ich tätig, neue Nutzer in der Dienststelle für alle möglichen Programme anzumelden. Das ging schriftlich per Fax oder auch über verschiedenste Softwareprogramme.

Freischalten, das konnte nur eine andere Dienststelle.

Aber selbst das simple Anmelden von Nutzern bereitete mir Vergnügen. Ich durfte frei schalten und walten und das machte mir Spaß, weil ich so auch aufkommende Probleme alleine lösen konnte, ohne gleich zu einem Vorgesetzten rennen zu müssen.

Das andere, sehr viel größere Arbeitsumfeld für mich, bestand darin, für andere Dienststellen allerlei logistische Maßnahmen zu ergreifen. Olivers Benehmen sah ich mir ganze zwei Tage an, dann reichte es mir. Ich konnte kein vernünftiges Wort aus ihm herausbekommen, so ging ich zu meinem nächsten Vorgesetzten, den Leiter der Abteilung. Dieser redete Klartext, wofür ich ihm dankbar war. Er erzählte mir, dass sein Vorgesetzter mir nicht zutraute, auf meinem Dienstposten die Arbeit zu erledigen, weshalb Hauptfeldwebel Oliver mir dabei helfen sollte.

Das musste ich erst mal sacken lassen, denn niemand hatte mit mir darüber gesprochen.

Vordergründig lief alles gut und hintenherum misstraute man mir. Oliver, hatte selbst ein sehr anstrengendes Tätigkeitsfeld zu erledigen, weshalb ich mir vorstellen konnte, dass er nicht sehr

glücklich darüber war, meinen Dienstposten zur Hälfte mit übernehmen zu müssen. So sehr ich Verständnis für ihn besaß, so sehr musste ich mich bemühen, meinen Ärger nicht allzu sehr mir ansehen zu lassen.

Das gelang mir nur teilweise.

Aber immerhin bemerkte der Vorgesetzte noch, dass Oliver mir nur helfen sollte. So rutschte mir eine Bemerkung raus, dass ich mir wie eine Gehilfin vorkam. Meine Meinung zählte für Oliver seit jeher nicht, da er ja viel länger Berufserfahrung besaß als ich. So schüttete ich dem Vorgesetzten ein wenig mein Herz aus, er nickte und meinte er würde mit ihm noch einmal reden. Da begann die Fahrt in den Abgrund der Finsternis. Leider wurde der Vorgesetzte bald daraufhin versetzt und Oliver veränderte sein Verhalten gegenüber mir nicht. Alles wurde viel schlimmer. Immer, wenn er von mir genervt war, rannte er sehr zielstrebig ins übernächste Büro, dort redete er mit seinem Kumpel, ebenso ein Soldat der schon seit über 20 Jahren an dem Schreibtisch saß. Mir war bewusst, dass Oliver ganz sicher mehr beruflich wusste als ich, aber es nervte mich gewaltig, dass ich von ihm wie ein kleines Kind behandelt wurde. Mehrmals ging ich zu ihm ins Büro und wollte mit ihm eine Aussprache, ja, wir redeten sogar davon, mal ein Bier gemeinsam zu trinken. Aber er kam nie darauf zurück. So saß ich an meinem Arbeitsplatz und wurde zunehmend isolierter, da Oliver mir mehr und mehr Aufgaben wegnahm. Und mit meinem Engagement wurde es nicht besser.

Wenn er mir Aufgaben zum erledigen gab, machte ich Flüchtigkeitsfehler, da ich mich so sehr unter Druck setzte, alles richtig zu machen. Es war wie eine selbst erfüllte Prophezeiung. Aber ich war nicht bereit aufzugeben. Jetzt erst recht nicht!



Ich steigerte meinen Sporteinsatz in der Woche und meldete mich beim erstbesten Marsch an. Ich wollte allen beweisen, dass ich trotz meines Übergewichtes das Recht besaß, eine Soldatin zu sein! Der Marsch war eine Pflichterfüllung, die jeder Soldat im Jahr zu absolvieren hatte. Mittlerweile musste man keine 30 Kilometer mehr gehen, sondern entweder sechs, neun, oder zwölf. Allerdings war das Gewicht des Rucksackes auf 15 Kilos erhöht worden. Die meisten Soldaten stopften Wasserflaschen in ihren Rucksack, bis auf der Waage die richtige Zahl erschien.

Der Tag versprach nicht zu warm oder zu kühl zu werden, ein idealer Marschtag also. Bevor es losging, wurden alle Rucksäcke auf das korrekte Gewicht kontrolliert, danach stellten wir uns ordentlich auf, irgendjemand hielt einen soldatischen Vortrag und dann plötzlich ging es los.

Beim verlassen der Kaserne, fühlte ich mich schon elendig.

Das Tempo, dazu der Flecktarnanzug und die Stiefel, alles war unbequem. Schon zum Marschbeginn bemerkte ich, dass meine Geschwindigkeit langsamer, als die der meisten Soldaten war.

So überholte mich das Mittelfeld und ich japste hinterher.

Ein Vorgesetzter bemerkte, »dass ich unrund lief« – als ob ich ein Uhrwerk wäre. Aber so wie ich alle die Jahre funktioniert hatte, war das gar kein so schlechter Vergleich.

Ich nickte ihm zu – er war immerhin mein Vorgesetzter – und dann war er auch schon an mir vorbeimarschiert.

Nun, nicht alle überholten mich, das gab mir ein wenig Hoffnung. Diese fiel aber in sich zusammen wie ein Kartenhaus, als wir kleine Steintreppen hinaufsteigen mussten. Ich hielt mich wie eine Betrunkene am Geländer fest, umzuknicken war das Letzte, was ich mir vorstellte. Nach den Treppen führte unser Weg bergauf in

ein kleines Wäldchen. Vor mir marschierte ein anderer Kamerad, der ebenfalls nicht zu den fittesten gehörte.

Als er mir in die Augen sah, wusste ich, wo der Hase lang lief: Ihm ging es genau so schlecht wie mir. So schüttelten wir unsere schweissnassen Hände und verabredeten, gemeinsam diesen Marsch zu bewältigen. Da wir uns beide nur für die 6 Kilometer eingetragen hatten, konnten wir bald umdrehen.

Nun war die halbe Strecke schon geschafft, allerdings würde es ein knappes Ding werden. Das spornte uns an, kleine Laufeinheiten einzulegen. Natürlich war das alles andere als kräftesparend, aber uns blieb einfach keine Zeit mehr!

So liefen wir mehr schlecht als recht den Weg entlang und schauten immer mal wieder auf die Uhr. Oh, es würde echt verdammt knapp werden. Unterwegs sah ich eine zusammengebrochene Kameradin nach Luft schnappen. Für sie war der Marsch vorbei. 15 Kilo zusätzliches Gepäck war eben nicht einfach mit positivem Denken aufzulösen. Die Wegführung war gemein, denn sie führte uns in Sichtweite der Kaserne, allerdings mussten wir noch zwei Kurven und die dazugehörigen Geraden gehen, bis wir durch das Tor laufen durften. Und die Zeitvorgabe war eine Stunde. Es gab keine »5 Minuten zu spät, na macht nix«. Entweder man lief die 6 Kilometer innerhalb der Stunde oder hatte das Ziel verfehlt. So feuerten Ulf und ich uns gegenseitig an, dabei verwendeten wir keine Sprache. Nein, entweder der eine lief los und der andere hinterher – oder umgekehrt.

Wir litten still, denn fürs Jammern hatten wir einfach keine Luft übrig. In den Dienstvorschriften hieß es über den Marsch, dass danach »alle Kameraden in einen dienstfähigem Zustand sein müssen« – ich musste innerlich laut loslachen.

Wir würden alles andere als diensttauglich sein, so abgehetzt wie wir waren. Es war halt das eine, eine Dienstvorschrift zu erstellen und das andere, nach ihr auch zu leben.

Das Tor kam endlich in Sicht und wir marschierten flott durch, um schnell zur Zeitmessung zu gelangen. Als wir sie endlich erreichten, hätten wir noch 1 min und 36 Sekunden Zeit gehabt. Wir waren nicht die Letzten, die eintrafen, aber das war uns beiden völlig egal. Wir hatten es geschafft!

Zufrieden kippte ich all das Wasser aus den Flaschen und fuhr mit der Fahrgemeinschaft in unsere Dienststelle wieder zurück.

Nun würde niemand mich als Drückeberger bezeichnen können. Zufrieden ging ich nach Hause, denn ich hatte mir angewöhnt, zu Fuß zur Dienststelle zu gehen. Ich mochte es, abschalten zu können und an etwas anderes zu denken.

Mittlerweile machte man mir recht viel Druck, ich müsste nun bald einen Auslandseinsatz mitmachen, sollte ich Berufssoldatin werden. Dabei war ich gerade in Kiel angekommen.

Es widerstrebte mir, wieder für Monate weg von zu Hause zu sein. Dabei war ich mir bewusst, ins Ausland gehen zu müssen und das war für mich auch nie eine Frage gewesen.

Aber momentan wollte ich einfach nur in meine Wohnung, mich einigeln und meine Ruhe haben. Einfach mal keinen Lehrgang und nicht ständig versetzt werden, war das etwa zu viel verlangt? Auf der einen Seite wollte ich unbedingt Berufssoldatin werden, das bedeutete immerhin einen sicheren Arbeitsplatz bis zur Rente. Andererseits lernte ich immer mehr Kameraden kennen, die entweder geschieden waren oder alleine lebten.

Das Soldatenleben war alles andere als leicht und locker und die Familien der Soldaten mussten viele Entbehnungen mitmachen.

Natürlich wurde der Umzug immer von der Bundeswehr bezahlt, allerdings musste man dennoch selbst den Umzug planen und natürlich eine passende Wohnung finden.

Nachdem ich nun innerhalb von mehreren Jahren mehrmals umgezogen war, empfand ich keinerlei Freude über eine mögliche neue Versetzung. Das alles schwirrte mir im Kopf herum und ich steigerte mich in meiner freien Zeit immer mehr in das virtuelle Spielerleben hinein.

Dort konnte ich ein Held sein, Gold sammeln und etwas darstellen, was ich im echten Leben nicht war.

Die Arbeit in der Behörde empfand ich als langweilig und trocken. Es war anstrengend, dass ich wirklich kaum etwas alleine tun durfte. Alles musste kontrolliert werden.

Das verstand ich zwar auf der einen Seite, aber auf der anderen nervte es mich. Nur in meinem kleinen Administrationsressort war ich diejenige, die frei schalten und walten konnte.

Und das machte für meine Arbeitsmoral einen großen Unterschied aus! Während der Sommer seine Bahnen zog, fing mein linkes Knie an zu schmerzen. Ich joggte regelmäßig und glaubte, das sei eine Überbelastung. So stieg ich wieder auf das Walken um, notwendigerweise, denn ich wollte auf keinen Fall noch mehr zunehmen. Mein Gewicht war zwar ein wenig über dem Normalgewicht, allerdings war ich noch weit davon entfernt, wirklich dick zu sein. In meinem Kopf sah ich dicker aus, als ich war. Das war der früheren Magersucht geschuldet.

Ich hatte nach wie vor kein normales Verhältnis zur Waage und wenn ich morgendlich ein Kilo mehr wog, war der gesamte Tag psychisch für mich im Eimer. Das Sportabzeichen musste ich dennoch ablegen. Ich ignorierte das Stechen im Knie und schob

es auf das Training. So lief ich den ganzen Sommer mit den Schmerzen und absolvierte alle sportlichen Disziplinen, um das Abzeichen zu bekommen. Als der Herbst nahte, schmerzte es bei jedem normalen Gehen und ich musste einsehen, dass ich zum Arzt musste. Der Orthopäde schickte mich erst mal zur Krankengymnastik. Ich verstand zwar nicht, warum ich dahin gehen sollte, tat es aber dennoch und absolvierte brav meine Übungen. Die Stimmung im Büro wurde für mich immer eisiger, so empfand ich es. Mittlerweile konnte ich mit Oliver gar nicht mehr normal reden, ohne das wir beide miteinander zu diskutieren anfangen. Ich vergriff mich ebenso im Ton wie er.

Schleppend ging ich zur Arbeit, saß meine Zeit dort ab, denn immer weniger hatte ich zu tun und ging dann so früh es ging, nach Hause, um in meiner virtuellen Welt zu versinken.

Kurz vor Weihnachten eröffnete man mir, dass ich in zwei Wochen an einem Lehrgang teilnehmen sollte, denn ich müsste nächstes Jahr nach Ulm, um dort bei der Umstellung auf ein neues System mithelfen.

Ich war kurzfristige Nachrichten gewöhnt, mittlerweile hatte ich mir aber ein Haustier, eine Kornnatter angeschafft und nun musste ich schnell jemanden finden, der das Tier nehmen würde. Darauf wurde nicht geachtet, der Termin stand fest.

Da ich mich gerade mit meiner Mutter gestritten hatte, verbrachte ich Weihnachten alleine zu Hause und graste alle Foren ab, um jemanden zu finden, der für drei Wochen das Tier nehmen würde. Natürlich fand ich jemanden, aber ich kannte die Frau nicht persönlich und mir war schon etwas mulmig zumute, das Tier einfach so jemanden zu geben, den ich nicht mal kennen gelernt hatte – denn dafür war keine Zeit gewesen.

Dann fuhr ich zum Lehrgang nach Weißenfels und verbrachte drei sehr kalte und eingeschneite Januarwochen. Am Ende der Zeit stellte ich sarkastisch fest:

Na, das hat sich ja gelohnt!

Ich war nicht schlauer, oder besser vorbereitet für die Arbeit im Ulmer Krankenhaus. Warum ich dorthin sollte, verstand ich sowieso nicht, aber das war nicht mein Problem – es war eine feste Tatsache, dass ich dort für einige Wochen aushelfen sollte und ich hatte einen zu niedrigen Dienstrang um das in Frage stellen zu dürfen. Vor Ulm gab es aber unsere Beurteilungen, die vom Abteilungsleiter, einem Oberst, uns allen eröffnet wurden. Er bat mich in sein Büro und fing an mir zu erzählen, wie er in der Dienststelle angefangen hatte zu arbeiten. Dann sah er mich an und meinte, dass ich ja noch sehr frisch bei der Bundeswehr sei und dass ich sicher noch anderweitige Berufserfahrung bräuchte. Das erzählte er mir so beiläufig, dass ich nur nicken konnte. Er hatte ja recht! Mir war klar, dass ich ganz sicher nicht für ewig in dieser Behörde sein würde, weil ich ja meine Lehrgänge abgeschlossen hatte, ohne jemals richtig aktiv Belege zu buchen.

Er notierte das in der Beurteilung und entließ mich.

Dann, ein paar Wochen später bekam ich eine Mail von der Stammdienststelle der Bundeswehr, aus Köln.

Der Bearbeiter meiner Personalien hatte meine Beurteilung bekommen und dort stand effektiv drin, dass ich versetzt werden wollte, um woanders mehr Erfahrung zu bekommen.

Das war ein Schock – ich war doch gerade mal über ein Jahr hier in Kiel und sollte jetzt wieder weg? Um dieses »Missverständnis« aufzuklären, musste ich persönlich nach Köln fahren, um dort mit dem Personalbearbeiter und seinem Vorgesetzten Rede und

Antwort zu stehen. Das Gespräch verlief freundlich, allerdings sagte man mir, dass ich nächstes mal besser so was gleich richtig stellen sollte, gegenüber meinem Vorgesetzten.

Der Oberst allerdings war auch derjenige gewesen, der Oliver auf meiner Arbeit angesetzt hatte, weil er zweifelte, dass ich der Arbeit gewachsen war. Es fügte sich alles in ein klares Bild.

Er wollte mich nicht mehr in seiner Abteilung haben.

Als ich nach Kiel zurückfuhr, wusste ich nicht, wie ich ihm gegenüber mich präsentieren sollte.

Alles was ich wollte war, nicht sofort wieder weggeschickt zu werden. Mit gemischten Gefühlen nahm ich meine Arbeit wieder auf und fühlte mich unsicher und beobachtet.

Die Krankengymnastik war längst vorbei und das Knie tat noch immer weh. Aber etwas Gutes passierte dennoch, denn im Frühling kam ein neuer Kamerad in unsere Abteilung, der auch noch mir gegenüber saß.

Die ganze Zeit war der Schreibtisch mir Gegenüber leer gewesen und ich freute mich, endlich einen neuen Kameraden kennen zu lernen. Jetzt wird alles besser, dachte ich, denn ich empfand mittlerweile nur noch negative Gefühle gegenüber Oliver.

Alle klärenden Gespräche waren im Sande verlaufen, ich wusste einfach nicht mehr weiter.

Und, es gab immer weniger zu tun für mich, da er mittlerweile die meisten Aufgaben übernommen hatte, weil er mich offensichtlich für inkompetent hielt.

Das war natürlich alles andere als eine schöne Arbeitssituation. Ich wollte allen zeigen, dass ich gute Arbeit leisten konnte, da waren die ständigen Arzttermine alles andere als hilfreich, weil ich glaubte, dass man dachte, ich wollte mich drücken.

So versuchte ich das schmerzende Knie wegzudenken, der Schmerz würde schon irgendwann weggehen, bestimmt.

Alex hieß mein Schreibtischnachbar, er war Hauptfeldweibel und schon lange im Dienst. Ich meldete ihn bei den Programmen an, die er benötigte und leitete alles was mir möglich war, in die Wege. Mittlerweile zog die Ostersaison vorbei und mir war bewusst, dass bestimmt einige Administratoren im Urlaub gewesen waren. Das Telefon klingelte und ich nahm unbedarft ab, ohne auf die Nummer zu blicken. Ein Fehler.

Jörg war am anderen Ende der Leitung. Er arbeitete in einer anderen Dienststelle und war dort derjenige, der für alle logistischen Teile verantwortlich war.

Seine Spezialaufgabe war es, uns anzurufen und alle möglichen Fragen über das Buchungsverhalten zu stellen.

Dabei ging es bei ihm immer um sehr ungewöhnliche Fälle, von denen ich nie die geringste Ahnung hatte. Jörg war verschrien in der gesamten Abteilung und wenn er den Hauptmann anrief, der ein Büro weiter von mir arbeitete, seufzte er laut auf, bevor er ran ging. Diese moralisch falsche Einstellung hatte ich übernommen, ohne zu prüfen, ob das gegenüber Jörg fair war. So empfing ich ihn recht kurz angebunden am Telefon und leitete ihn bald weiter. Genervt setzte ich mich auf meinen Stuhl.

Er mit seinen Sonderfragen! Ich sah auf die Uhr, bald war die Dienstzeit vorbei und das Wochenende nahte. Ich freute mich darauf, wo ich nach Herzenslust in meiner virtuellen Welt spielen konnte. Plötzlich kam Oliver ins Büro und fragte mich, warum Alex noch nicht an seinen Programmen angemeldet war.

Ich erwiderte, dass ich alles in die Wege geleitet hatte und dass das manchmal ein paar Tage dauern würde.



Außerdem sei gerade Ostern gewesen, da könnten einige Menschen Urlaub genommen haben, erwiderte ich schnippisch. Er schüttelte dabei die ganze Zeit den Kopf und dann brach es plötzlich aus ihm raus. Ich sei inkompetent und hätte einen Fehler gemacht! Seinen Redefluss konnte ich nicht stoppen und alle meine guten Argumente verpufften bei ihm, als ob sie null und nichtig wären. Dann rauschte er wütend aus dem Büro. Alex saß die ganze Zeit still an seinem Schreibtisch und ich hatte das Gefühl, mein Gesicht nun vollends verloren zu haben.

Nun hatte Oliver mein kleines Arbeitsressort abgerissen, meine kleine Oase, wo ich alleine ohne Kontrolle gearbeitet hatte. Ich zog mich an und ging wie betäubt nach Hause.

All die Monate, wo ich mir versuchte einzureden, dass das alles nicht so schlimm war, stürzten auf mich ein.

Wie sollte ich dort weiter arbeiten? Jetzt hatte man mir alles weggenommen und mich als dumm bezeichnet, jemand der wirklich nichts hinbekam. Dabei hatte ich mich durch alle möglichen Sachen durch gequält, hatte meinen Körper ignoriert, nur um ein blödes Sportabzeichen zu bekommen, damit man mich anerkannte. Als eine Soldatin. Ich öffnete meine Wohnungstür und rief einen Kameraden an, den ich im Spiel kennen gelernt hatte. Während der drei Stunden, die wir telefonierten, heulte ich unablässig – alle Emotionen, die ich so sorgsam hinter einer hohen Mauer verschlossen hatte, brachen nun vollends durch und ich erkannte, das ich mir die ganze Zeit etwas schön geredet hatte. Als wir uns verabschiedeten, war mir klar, dass das so nicht weitergehen konnte. Ich ging ins Bett und lag noch eine lange Zeit wach. Der Schlaf, der mich irgendwann überfiel, bescherte mir unruhige Träume.

Den Samstag verbrachte ich, noch immer verheult vor dem Rechner und versuchte die unangenehme Situation vom Freitag in meiner virtuellen Welt zu verdrängen. Das gelang mir eher schlecht als recht, ich war dünnhäutig und jeder falsche Satz, der von meinen Mitspielern kam, nahm ich ihnen übel. Über freche Sprüche konnte ich nicht lachen, sondern quittierte sie mit eisernem Schweigen. Als ich am nächsten Sonntag aufstand wusste, ich: So geht das nicht weiter!

Also setzte ich mich hin und verfasste eine Email an den Wehrbeauftragten. Dieser war die höchste Instanz, an die sich jeder Soldat ungeachtet des Ranges wenden durfte. Normalerweise musste man bei einer Beschwerde den Dienstweg einhalten. Man gab die Beschwerde an den nächsten Vorgesetzten und dieser gab es dann nach Sichtung an den nächst höheren, usw.

Ich schilderte in der Mail wie ich behandelt wurde und führte konkrete Ereignisse an, die ich nach meiner Einschätzung unter Mobbing verbuchte. Monatelang hatte ich mir eingeredet, vielleicht überempfindlich zu sein, aber am Ende wurde mein letzter kleiner Arbeitsbereich weggerissen und ich direkt vor dem neuen Kameraden als inkompetent bezeichnet. Als ich die Mail abgeschickt hatte, wusste ich: Das wars.

Es würden sicher noch einige Wochen ins Land ziehen, aber diese Mail würde einschlagen wie eine Bombe und ich konnte mir vorstellen, dass mich dann alle meiden würden. Denn von nun an, würde ich wie eine Kuh ein Brandmal an der Stirn tragen, auf dem Stand: Verräterin! Ich sah mich im Recht, als ich auf den »senden« Button klickte, hatte meine Wörter ordentlich gewählt

und war nie ausfällig geworden. Aber das würde es nicht besser machen! Ich saß vor meinem Rechner und wusste, dass ich in den kommenden Wochen dort nicht einfach so normal weiter arbeiten konnte, in dem Bewusstsein, dass jederzeit die Antwort vom Wehrbeauftragten hereinflattern könnte.

Wir spielten oftmals in der Pause Skat und ich hätte mich nicht zu ihnen setzen können, mit ihnen gescherzt, in dem Wissen, dass bald all das vorbei sein würde. Zum Heucheln war ich nicht geboren worden. So entschloss ich mich, am Montag zum Arzt zu gehen. Ein Kamerad, der mich morgens im Büro sah, fragte mich, ob ich eine Allergie hätte, so verrotzt sah ich aus.

Ich schüttelte den Kopf, meldete mich beim Hauptmann ab und trat raus in die frische Luft und machte mich auf dem Weg.

Während des Spazierganges konnte ich noch immer nicht fassen, dass all die kleinen Schwierigkeiten zu so einem riesigen Problem gewachsen waren. Dann saß ich im Warteraum und in meinem Kopf rasten die Gedanken umher, so dass ich keinen vernünftigen zu fassen bekam.

Als mein Name aufgerufen wurde und ich zum Arztzimmer ging, wusste ich noch immer nicht, worüber ich nun reden sollte, denn körperlich krank war ich, außer meinem schmerzenden Knie, ja nicht. Aber in meiner Seele lief gerade ein Blutbad ab und genau so fühlte ich mich. Wie von innen zerfleischt, so dass nichts heiles mehr übrig gelassen worden war. Als die Ärztin mich freundlich anschaute und fragte, wobei sie mir helfen könne, brachen sofort alle Dämme. Ich hasste es, in der Öffentlichkeit zu heulen, aber diesmal konnte ich nichts zurückhalten.

Ich erzählte ihr, von dem, was passiert war und wie es mir ginge und die Ärztin schrieb mich für zwei Wochen krank.

Sie stellte eine Depression fest. Das verwunderte mich ganz und gar nicht. Allerdings stellte ich schnell fest, dass man eine Depression dummerweise nicht einfach so mit Medikamenten »weg behandeln« konnte. Zumal auch die Gedanken sich immer mehr um jenes Thema drehten, warum ich eigentlich überhaupt noch leben würde. Die Stimme in meinem Kopf sagte mir, dass ich nie etwas richtig machen würde und nur Ärger verbreitete, wo ich auch war. Das teilte ich der Ärztin ganz vorsichtig mit und sie fragte mich, ob ich nicht besser in einer Klinik aufgehoben wäre? Ich nickte, Klinik, ja warum nicht? Dort gab es sicher Ärzte die einem helfen konnten. Sie nahm den Hörer ab und telefonierte mit einigen Kliniken, aber überall hieß es: Wir sind überbelegt!

Nun ja, da konnte sie nichts machen, sie machte mit mir ein paar Kontrolltermine aus, wo ich mich regelmäßig bei ihr melden sollte und entließ mich.

Damit war ich erst mal aus dem Karussell namens Bundeswehr befreit. Nun musste ich warten, bis ich meine Stellungnahme würde abgeben müssen, über die Mail an den Wehrbeauftragten. Würde man meine Anschuldigungen überhaupt verstehen?

Ich bezweifelte es, es gab eines, was ich gelernt hatte und das war: Kameraden hielten zusammen.

Es gab kaum neutrale Personen, die eine Situation halbwegs ohne Wertung beurteilen konnten. Und ich legte mich ausgerechnet mit einem Kameraden an, der dort schon viele Jahre arbeitete und das ausgezeichnet. Ich wusste schon zu Beginn des Spieles, wer verlieren würde, spielte das Spiel aber dennoch, weil ich einfach keinen Ausweg mehr aus dieser Situation sah.

In den Nächten tauchten wieder die Geistgestalten auf, bisher hatte ich immer sie nur schemenhaft wahrgenommen, jetzt aller-

dings konnte ich sie betrachten. Plötzlich vernahm ich in der Nacht eine Art Flüstern. Ich öffnete meine Augen und sah einen Mann, der direkt vor mir stand. Er trug blaue Jogginghosen, die an der Hüftseite weiß gestreift waren. Mit dem Rücken zu mir bewegte er seine Beine ab und zu, es machte den Anschein, als ob er mit jemand anderem reden würde. Zwei Dinge rauschten durch meinen Kopf: Warum war der Typ in meiner Wohnung und warum hatte ich den Einbruch nicht gehört?

Während ich seine unglaublich langen Beine näher betrachtete, verspürte ich, wie die Panik aufkam. Ich war so froh, dass er mich nicht anstarrte, sondern, dass er mit dem Rücken zu mir stand. Wäre er ein Einbrecher, hätte er festgestellt, dass ich schlafen würde und vielleicht würde er jetzt endlich gehen.

Dann verschwand er plötzlich, er löste sich nicht in Luft auf, sondern war von einem Moment auf dem anderen weg.

Mit zittrigen Beinen stand ich vom Bett auf und schaltete in der Wohnung überall die Lampen an. Anschließend kontrollierte ich meine Haustür. Sie war fest verschlossen. In den anderen Räumen gab es nichts sonderbares.

Dann ging ich wieder ins Bett, aber das Licht schaltete ich in dieser Nacht nicht wieder aus. Was zuviel war, war zuviel.

Durch die Krankenschreibung durfte ich wenigstens ausschlafen und das gönnte ich mir. Durch die Depression war ich allerdings dermaßen lethargisch, dass ich nichts zustande bekam.

Meinen Haushalt vernachlässigte ich, wie meine Körperpflege, es war alles unwichtig geworden. Mitten in der Woche überfielen mich die finsternen Gedanken so extrem, dass ich beschloss, jetzt mit meinem Leben Schluss zu machen – ich hatte einfach keine Lust mehr auf diese grauenvolle Existenz, in der mir nichts ge-

lang! So kaufte ich eines Morgens mir einen Whisky (dabei trank ich nie Alkohol!) und nahm zu Hause einige Tabletten, die ich über all die Jahre gesammelt hatte, extra für den »Tag X«. Aber irgendjemand machte mir da einen Strich durch die Rechnung, denn als ich den Alkohol recht schnell und exzessiv trank, brach alles aus mir raus. Ich übergab mich direkt auf meinen Schreibtisch und alle Tablettenreste verstreuten sich mit der Masse über die Tastatur, meine Hose und meinen Pullover.

Nun saß ich da, in dem Schlamassel und das naheliegenste für mich war, dass ich mich meinen Anzihsachen entledigte und mich ins Bett legte. Da bereits ein Teil der Tabletten wirkten, schlief ich sehr schnell ein. Am Abend wachte ich auf und erkannte zwei Dinge. Erstens: Ich war nicht tot.

Zweitens: Ich würde sehr vieles sauber machen müssen!

Seufzend stand ich auf und klaubte meine Kleidung zusammen. Aber es dauerte noch Tage, bis ich meine Tastatur und den Schreibtisch fertig wischte – ich war dermaßen antriebslos, dass es mich überhaupt nicht störte, in diesem Umfeld, World of Warcraft zu spielen. Der Ärztin erzählte ich nichts von meinem Tablettenabenteuer und so verbrachte ich die Tage weiterhin größtenteils im Bett und vor dem Rechner. Als man mich auf die Dienststelle bestellte, erkannte ich, dass jetzt der

»Tag des Anrufes« gekommen war.

Dort las man mir meinen selbst geschriebenen Brief Wort für Wort vor. Der Vorgesetzte, der in der Personalabteilung arbeitete, erklärte mir, dass es zwar mein Recht gewesen wäre, dem Wehrbeauftragten zu schreiben.

Aber sie hätten es lieber gesehen, wäre ich zu ihnen gegangen, um den Brief aufzusetzen. Das widersprach allem, wofür der

Wehrbeauftragte stand! Gerade die Tatsache, dass man ihn anschreiben durfte und auf jegliche Personalkette pfeifen durfte, machte ihn so wichtig. Denn ein hoher Dienstrang konnte Soldaten einschüchtern, immerhin wurde uns mehr als einmal eingetrichtert (und dafür stand auch die Bundeswehr), dass wir unseren Vorgesetzten Folge leisten mussten, sollte es sich nicht um illegale Befehle handeln. So saß ich fast schweigend vor dem Mann, den ich nicht kannte und nickte einfach nur zu dem was er sagte. Immerhin stellte er fest, dass ich nicht mehr in der Abteilung arbeiten konnte. Das Problem musste weg und das war ich. Er ließ mich deshalb noch weiter für einige Wochen krank schreiben und nach einem Monat wurde ich zwangsversetzt, zu einer Dienststelle, die in Kiel ansässig war.

Dort gab es effektiv nichts für mich zu arbeiten, denn diese benutzte andere Buchungsprogramme. Ich war eine Luftwaffensoldatin in einer Sanitätsstaffel. Und, mein neuer Vorgesetzter hieß Jörg. Der Jörg, der immer mal wieder in meiner vorherigen Dienststelle angerufen hatte und der Jörg, den ich so kalt und herablassend behandelt hatte. So saß ich vor seinem Schreibtisch und fühlte mich unglaublich unbehaglich.

Er machte keine Anstalten mich auf mein Verhalten anzusprechen, sondern zeigte mir meinen »Arbeitsplatz.«

Ein Schreibtisch, der vor einer weißen Wand stand.

Ich war froh, wenigstens einen Rechner zu besitzen, denn es wusste keiner mit mir etwas anzufangen. Als Oberfeldwebel saß ich nun da, vor dem Rechner und langweilte mich fürchterlich, während um mich herum fleißig gearbeitet wurde. Ich fühlte mich so schlecht dabei, aber ich konnte auch niemandem helfen, zumindest beim Buchen nicht, da ich dafür einen Lehrgang hätte

machen müssen. Da aber diese Stelle, auf der ich saß, eh nur eine Notlösung war, war allen klar, dass ich bald versetzt werden würde. Irgendwohin – Nirgendwohin. Mein Albtraum, dass ich Kiel doch bald wieder verlassen musste, nachdem ich ja so feierlich geschworen hatte, nie wieder umzuziehen, würde Realität werden. Ich kam mir wie dieser Wüstenbusch vor, welche in den Westernfilmen ständig hin und her wehten, weil sie keine Wurzeln schlugen. Keine Wurzeln, genau das machte mein Leben aus, obwohl ich alles daran setzte, mich irgendwo mal länger als zwei Jahre aufzuhalten. Die Tage verbrachte ich damit, die Gesetzbücher durchzulesen. Von dem Amtskauderwelsch behielt ich zwar keinerlei Paragraphen im Kopf, aber immerhin ging der Tag vorbei. Ab und zu konnte ich auch mich betätigen, aber diese Arbeit war meist schnell erledigt und dann saß ich wieder vor meinem Schreibtisch und starrte die Wand an. Mittlerweile hatte ich es mir angewöhnt, mehrmals die Woche in der Dienstzeit Sport zu treiben. Das war vom Dienstherrn ausdrücklich gewünscht und so konnten wenigstens alle sehen, dass ich etwas für meine Fitness tat, denn in der Zwischenzeit hatte ich schon wieder einige Kilos zugenommen. Das Knie tat noch immer weh und auch eine erneute Krankengymnastik konnte dem keine Abhilfe schaffen, was mich zusehends verzweifeln lies. Warum konnte ich nicht einmal gesund sein? Ich war wütend auf meinem Körper, der ständig an allen Ecken und Enden zu schmerzen schien. So konnte ich nicht joggen gehen, sondern musste mich mit Nordic Walking begnügen, um das Knie nicht noch weiter zu belasten. Mit Jörg konnte ich mich mittlerweile sehr gut unterhalten und eines Tages fasste ich mir ein Herz und entschuldigte mich, dass ich mich ihm gegenüber so schlecht benommen hatte.



Er machte eine wegweisende Handbewegung und damit war das Thema vom Tisch. Ich war sehr erleichtert darüber.

Er schien auch nicht wenige Probleme im Leben zu haben, sondern erzählte mir oft nach Dienstschluss in seinem Büro, was ihn belastete. Während wir die Wochen miteinander redeten, erwähnte er wie beiläufig, dass sein Herz ab und zu schmerzen würde. Ich nickte ihm zu und verbuchte das unter seelische Probleme. Zum Arzt wollte er nicht gehen.

An einem Freitag den 20.08.2010 wünschte ich ihm ein schönes Wochenende und er mir ebenso. Im Sommer verbrachte er die Zeit in einem Wohnwagen, der an einem Strandplatz stand, er liebte es, mir Bilder davon zu zeigen, wie er den Abend mit einem Bier dort genoss. Ich hatte mich mittlerweile fast daran gewöhnt, dass ich Geistergestalten Nachts um mich herum hatte, denn, ich konnte eh nichts dagegen tun.

Mein Körper wurde in einen Schwebestand gebracht und manchmal flog er durchs ganze Zimmer herum.

Dabei merkte ich, dass das nicht mein realer Körper war, denn der lag nach wie vor im Bett – es musste mein seelischer Körper sein. Wenn mich eine Geistergestalt kitzelte, dann spürte ich das, als ob sie meinen echten Körper kitzeln würde.

Das alles war sehr unangenehm und unheimlich.

Oftmals verschloss ich meine Augen, denn was ich sah, jagte mir Angst ein. Die Gestalten waren manchmal schemenhaft und manchmal sah ich eine Hand oder einen Arm vollkommen real vor meinem Auge. Dann bekam ich es mit der Angst zu tun und schloss die Augen, damit dieser Zustand so schnell wie möglich vorbei gehen würde. Ich wollte sie nicht sehen! Irgendwann, nach einer unbestimmten Zeit, ließ man von mir ab, ich konnte mich

wieder normal bewegen. Manchmal konnte ich sofort einschlafen, andere Male klopfte mein Herz so stark, dass ich vor Angst das Licht anschalten musste.

Mit der Zeit gewöhnte ich mich daran, mit Licht einzuschlafen. Die Wesen wurden davon allerdings nicht gänzlich abgeschreckt, sie tauchten auch im hellen Zimmer auf.

Am Montag saßen wir Unteroffiziere am Kaffeetisch und redeten über dieses und jenes. Einer hatte eine Bild Zeitung dabei, diese wurde nach und nach zum Lesen herumgereicht.

Plötzlich hieß es: Alle Unteroffiziere antreten!

Das war neu, denn normalerweise mussten nur die Mannschafts-soldaten morgens antreten. So gingen wir verduzt in den Flur und stellten uns auf. Es standen nur Unteroffiziere dort, die Mannschaften mussten in den Büroräumen warten.

Das konnte nichts gutes bedeuten.

Vielleicht wurde jemand getadelt, das passierte dann nur vor den Soldaten, die entweder im Rang gleich oder höher gestellt waren. Vor dienstgradniedrigeren Soldaten wurde niemals ein Kamerad getadelt damit die Moral nicht darunter litt und derjenige sein Gesicht verlor. Ich bekam es mit der Angst zu tun.

Hatte ich etwas falsch gemacht? Aber was sollte ich schon falsch machen? Ich sah in den Gesichtern der anderen Soldaten, dass sie ebenfalls nicht wussten, warum sie hier draußen antreten mussten. Das beruhigte mich wieder ein wenig.

Der Leiter der Abteilung, ein Oberleutnant, trat vor uns und berichtete, dass es ab und zu vorkam, dass ein Soldat verstarb. Ich dachte daran, wen ich hier eigentlich kannte und kam zu dem Schluss, dass mich das ganz bestimmt nicht betreffen würde.

Er machte eine Pause und sagte dann, dass Jörg am Samstag in seinem Wohnwagen gestorben sei, an einem Herzinfarkt.

Ich stand in der ersten Reihe und sofort schossen mir Tränen in die Augen. Meine verzweifelten Versuche, diese noch aufzuhalten, scheiterten und so weinte ich direkt vor dem Oberleutnant

los. Kurz darauf schickte er uns zu den Mannschaftssoldaten, um ihnen davon zu berichten.

Ich riss die Bürotür auf und sagte den Soldaten, dass Jörg tot war. Jörg, ausgerechnet er.

Der Soldat, mit dem ich am ehesten reden konnte, der mich ein wenig verstand, was ich durchgemacht hatte. Er war tot.

Mit einer anderen Soldatin besorgte ich in einem Blumenladen einen Trauerkranz, dann reichte ich für eine Woche Urlaub ein und ging langsam nach Hause. Plötzlich hatte jede Farbe einen Grauton angenommen, die Welt war farblos geworden.

Ich lag im Bett und weinte noch immer hemmungslos. Die Woche Urlaub verlief viel zu schnell, ich tat aber auch nichts anderes als vor dem Computer zu sitzen und mich mit meinem Spiel abzulenken. Am Montag erschien ich wieder auf der Arbeit und sah, dass der Trauerkranz nicht mehr da stand. Die meisten Soldaten hatten ihre normale Arbeit wieder aufgenommen, aber für mich war die Zeit irgendwie stehen geblieben. Ich half, Jörgs Büro auszuräumen und musste seine Dienstsachen in Kartons für seine Angehörigen, einpacken. Das Gefühl, sein Büro zu leeren, war surreal. Eine tiefe Traurigkeit überfiel mich und ich bemerkte in den Gesichtern der anderen Soldaten, dass es ihnen ähnlich erging. Meine Ärztin, die bis dato für mich zuständig war, wurde schwanger und ging in den Mutterschaftsurlaub. Ein anderer Arzt wurde für mich zuständig. Da mein Knie immer noch schmerzte und ich so keinen Sport auf Dauer durchhalten konnte, erzählte ich ihm, was ich bis dato getan hatte und das keine Behandlung anschlug. Er überwies mich an das Bundeswehrkrankenhaus in Hamburg und dort wurde entschieden, eine Knie Arthroskopie durchzuführen.

Ich blieb dort eine Woche lang liegen und sogar meine Mutter besuchte mich dort, weil ich sie angerufen hatte und mit ihr sprechen wollte. Wir hatten lange Zeit geschwiegen und ich konnte nach wie vor nicht verstehen, was sie von diesem Jesus hielt, aber ich sehnte mich auf der anderen Seite danach, wieder einen echten Kontakt zu ihr zu haben.

Die Operation verlief erfolgreich, so dass ich nach einer Woche wieder zu Hause war. Nun war ich noch für zwei Wochen krank geschrieben. War ich äußerlich am genesen, lief in meiner Psyche das komplette Gegenprogramm. Die innere Stimme wurde wieder lauter und demütigte mich auf verschiedenster Art und Weise, so dass ich irgendwann das Essen und Trinken einstellte. Ich hatte gelesen, dass man nach drei Tagen ohne Trinken tot sein würde. Nachdem eine Woche vergangen war, merkte ich, dass das doch keine so einfache Sache werden würde. An den Wasserflaschen konnte ich einfach so vorbei gehen, ich empfand keinen Durst oder Hunger.

Die Leere war in mir, eine zerstörerische Leere, die sich immer weiter ausbreitete, anstatt sich in Wohlgefallen aufzulösen. Nach zehn Tagen ohne Essen und Trinken war ich psychisch ein komplettes Wrack, ich schlief fast den ganzen Tag, allerdings bekam ich durch das viele Liegen Rückenschmerzen. Jedoch wusste ich auch nichts mit mir anzufangen, so dass ich versuchte, mich von der einen schmerzenden Seite auf die andere zu drehen. Dann hatte ich einen vollkommen toten Punkt erreicht. Ich wusste, irgendjemand musste mir helfen, sonst würde ich sterben. Also rief ich meine Mutter an und anschließend selbst die Polizei, weil ich mittlerweile Gedanken hegte, die Wohnung anzuzünden – da ich aber Nichtraucher war, konnte ich nicht auf die Schnelle ein Feu-

erzeug auftreiben. Die Feuerwehr brach, nachdem sie zehn Minuten Sturm klingelten, mit einer Ramme und der Polizei die Haustür auf, weil ich mittlerweile zu schwach und geistig zu weggetreten war, diese zu öffnen. Meine Augen waren blutunterlaufen und ich bot ein Bild des Schreckens.

Der Notarzt fragte mich, ob ich freiwillig mitkommen würde, ansonsten würde er mich zwangseinweisen. Mir war mittlerweile alles Recht, deshalb nickte ich und ließ mich freiwillig in die psychiatrische Klinik bringen. Dort bereitete man mir ein Bett zu und nach einem kurzen Gespräch mit dem dort leitenden Arzt, konnte ich mich – geborgen und sicher, in das fremde Bett kuscheln. Ich war zuversichtlich, immerhin hatten die in der Klinik geschultes Personal und man würde mir bestimmt weiter helfen können.

Warum ich nicht mehr leben wollte, verstand ich selbst nicht, allerdings rauschten diese zerstörerischen Gedanken immer wieder durch meinen Verstand, so dass es fast zu einer Normalität wurde, nicht mehr leben zu wollen.

Ich schlief ein und am nächsten Morgen stellte ich fest, dass das alles doch kein wilder Traum gewesen war. Zwei andere Personen lagen in anderen Betten neben mir. Diese schliefen noch, nur ich lag wach dar. Ich stand auf und sah aus dem Fenster.

Es schneite und eine beinahe friedliche Ruhe erfasste alles, auf dessen sich der Schnee legte. Nur ein einzelnes Kaninchen hoppelte verloren auf dem weiß und als es mich erblickte, rannte es durch den Zaun und seine Spuren verloren sich auf der anderen Straßenseite. Das Fenster konnte man nur kippen, nicht öffnen. Mir war bewusst, wo ich mich befand. In der Psychiatrie.

Am Montag stellte sich mir die Oberärztin vor. Mit ihr waren nur zwei weitere Ärzte auf dieser Station tätig.

Sie händigte mir sofort die »Hausordnung« aus, die ich mir durchlas. Es gab Regeln, die ich nachvollziehen konnte und andere erschienen mir fehl am Platze.

Es war den Patienten nämlich verboten mit anderen Patienten über ihre Krankheiten zu sprechen. Nun, wir befanden uns in einer geschlossenen Abteilung und allen, die sich hier befanden, ging es mehr oder weniger schlecht.

Worüber sollte man sich sonst unterhalten, wenn nicht über seine Erkrankung? Ich merkte schnell, dass dieses Gebot die meisten umgingen, indem sie sich umsahen und versicherten, dass kein Pfleger oder Arzt das Gespräch mit anhörte.

Meine beiden Zimmernachbarn waren sehr nett, beide waren wegen Depressionen hier gelandet. Da ich noch nicht zurechnungsfähig war – weil noch immer suizidal gefährdet – gab es für mich kein »Außenprogramm«,

so dass ich mich den ganzen Tag langweilte und den Mittwoch herbeisehnte. Denn am Mittwoch fand eine große Ärzterunde statt. Ich hoffte, dass man mir dort weiterhelfen konnte, ich verstand mich mittlerweile selbst nicht mehr.

In einer geschlossenen Psychiatrie zu sein, kann Menschen in Angst versetzen, die das nicht kannten. Es gab keine Patienten, die in Zwangsjacken, wild brummend, Worte von sich gaben oder die sabbernd einen anstarrten.

Allerdings gab es Menschen, die fixiert in den Betten lagen. Solche Zimmer erkannte man daran, dass ein Handtuch an der Klinke befestigt war, damit derjenige, der im Bett lag, jederzeit einen Pfleger zu sich rufen konnte. Immer, wenn ich an solchen Zimmern vorbei ging, fühlte ich Traurigkeit, denn der- oder diejenige tat mir unendlich leid.

Die Tage vergingen und endlich kam der Mittwoch in Sicht.  
Ich saß drei Ärzten und einer Assistenzärztin gegenüber.  
Der Oberärztin schilderte ich nochmal, was ich empfand und warum ich hier war. Als sie mich fragten, ob ich mich umbringen wolle, bejahte ich dieses, weil es der Wahrheit entsprang.  
Tief in meiner Seele hatte sich eine unglaubliche Finsternis breitgemacht, die alles Leben vernichten wollte.  
Viele Jahre trug ich diese nun schon mit mir herum und jetzt hatte sie sich derart ausgebreitet, dass sie mich vollends zerstören wollte. Die Oberärztin nickte verständnisvoll und meinte, dass sie (die Ärzte) mich besser kennen lernen mussten. Damit war ich vorerst entlassen und konnte wieder in mein Zimmer gehen.  
Am Nachmittag saß ich für dreißig Minuten bei der Ärztin und beantwortete ihr Fragen, die sie mir stellte.  
Ich mochte sie von Anfang an nicht, denn sie erinnerte mich an meine Mutter. Als ich fragte, ob ich zu dem anderen Arzt wechseln konnte, verneinte sie dieses. Sie stellte mir weiter belanglose Fragen, die ich brav beantwortete, bis sie mich schließlich entließ. Hatte ich geglaubt, dass ich jeden Tag mit jemanden sprechen durfte, irrte ich mich.  
Diese dreißig Minuten waren die einzigen Minuten, in denen jemand mit mir sprach, zumindest von den Ärzten her.  
Das Pflegepersonal konnte zwar auch reden, aber sie therapierten nicht, sie waren dazu da, dass alles ordentlich ablief und jeder seine Tabletten schluckte.  
Es gab viele Vorurteile in der Psychiatrie, aber dass sich Menschen in Reihen aufstellten, um Tabletten zu schlucken, war keines. Auch ich stand in der Reihe und schluckte Tabletten, weil ich glaubte, dass diese mir meine unendliche Traurigkeit wegneh-



men würden. Dummerweise trat das nicht ein, die Traurigkeit blieb und auch die Gedanken, dass ich so schnell wie möglich mein Leben beenden musste.

Weil ich noch immer als gefährdet galt, musste ich weiterhin in der Station bleiben, während andere einkauften oder sich kreativ betätigen durften. Das war frustrierend, aber ich konnte nachvollziehen, dass man mir nicht traute.

Ich traute mir selbst ja nicht mal. Die einzige Ablenkung, die man so nennen konnte, war, wenn jemand neues eingeliefert wurde. Oftmals auf der Liege wurden diejenigen in die Station rein geschoben und wir nahmen unmittelbar am Schicksal desjenigen teil, weil er mit Betreten dieser Station ein Teil von uns wurde.

Auch Besucher, die Patienten besuchten, waren auf meiner »Interessenliste«. Denn diese waren mit den Abläufen wenig vertraut und gingen unsicher in der Station umher.

Es standen Tische auf dem Flur, an die man sich setzen konnte.

So hörte man manchmal was die Angehörigen zu den Patienten sagten, automatisch mit, wenn man ebenfalls auf dem Flur saß – der sehr kurz war. Wenn die Fälle dringend waren, dann durften keine Menschen abgewiesen werden. Deshalb schaute ich eines Morgens sehr erstaunt, als ich mein Zimmer verließ, denn mitten im Flur stand ein Bett und jemand schlief darin seelenruhig.

Es gab auch einen Aufenthaltsraum, aber der Fernseher durfte erst ab 16 Uhr eingeschaltet werden, ich fand nie heraus, warum, auch wieder so eine »Regel«.

Die Station besaß einen recht hohen Durchlauf, so dass bald darauf ein Bett wieder frei wurde. Entweder wurden die Patienten entlassen oder in eine der weniger gesicherten Stationen überwiesen, wo sie zur Stabilisierung ihrer Psyche weitere Wochen

verbrachten. Die Woche ging vorüber und mein seelischer Zustand war keinen Deut besser geworden. Es wurde zum zweiten Mal Mittwoch und zum zweiten Mal stand ich vor der versammelten Ärzteschaft, um Auskunft über meine Psyche zu geben. Die Oberärztin, letzte Woche noch so besorgt um mich, schüttelte den Kopf, als ich ihr erzählte, dass ich nach wie vor nachdachte, mich umzubringen. »Also wenn das so ist Frau Bode, dann müssen wir ernsthaft nachdenken, sie in eine gesonderte Einrichtung zu überweisen.« Ich war sprachlos.

Es war gerade mal eine Woche vergangen, wo diese Frau mir Verständnis entgegenbrachte. Danach folgte ein dreißig minütiges Gespräch mit der anderen Ärztin und das wars.

Hatten sie ernsthaft geglaubt, dass das ausreicht, damit es mir besser geht? Ich wusste ja selbst nicht mal, warum es mir so schlecht ging und warum sich meine Psyche weigerte, jegliches positive im Leben anzuerkennen. Ich stand auf und zeigte mit meinem Zeigefinger auf die anwesenden Ärzte.

»Hiermit entziehe ich ihnen allen mein Vertrauen.«

Nachdem ich das ausgesprochen hatte, ging ich aus dem Raum, ich hatte genug von ihnen. Ein Tisch im Flur war frei, ich setzte mich auf einem der Stühle und das, was die Ärztin mir gesagt hatte, tauchte immer wieder vor meinem Auge auf.

Seitdem ich hier war, hatte ich geglaubt, man würde sich meinem Problem annehmen. Immerhin waren das hier Experten, die hier arbeiteten, sie müssten mir doch helfen können! Die Wut, die ich bisher versucht hatte, zurückzuhalten, dehnte sich in meinem Inneren immer mehr aus, bis sie aus mir ausbrach.

Der Tisch, der vor mir stand, war das perfekte Opfer. Rasend vor Wut und Enttäuschung nahm ich den gesamten Tisch hoch und

warf ihn bis zur Ausgangstür, wo er in mehrere Teile zerbrach. Meine Aktion blieb nicht unbemerkt, es wurde ein Stationsalarm gegeben und von überall her strömten Pfleger, um mich zu fixieren und in ein Bett festzuzschnallen.

Ich sah in diesem Augenblick nur rot und versuchte mich mit Händen und Füßen gegen diese Maßnahme zu wehren, aber letztendlich waren sie natürlich stärker. So endete mein Wutanfall in einem Bett, an Händen und Füßen, sowie Bauch fixiert, lag ich auf dem Rücken.

Es war eine übliche Praxis, den Patienten in dem Fall erst mal in Ruhe zu lassen, damit er sich wieder beruhigte. Die Wut verflieg so schnell, wie sie gekommen war. Nun tauchte aber ein neues Problem für mich auf.

Ich konnte einfach nicht auf dem Rücken liegen – denn er schmerzte sehr schnell nach einer kurzen Zeit. Kein Pfleger wollte sich richtig um das Problem kümmern, ich bekam eine Aspirin Tablette und damit war die Sache für die Klinik erledigt. Ich bekam den Eindruck, dass man mich büßen lassen wollte, für mein Benehmen. Während die Stunden verstrichen, starrte ich aus dem Fenster und beobachtete eine Krähe, die sich auf einen Ast niedersetzte. Ach, wie schön wäre es, jetzt diese Krähe zu sein.

Einfach irgendwohin fliegen, wohin man wollte.

Mit steigendem Stundenkonto wurden die Schmerzen immer schlimmer. Ich versuchte, so gut es ging, den Rücken durch hin- und her rutschen zu entlasten, aber alle Aktionen blieben erfolglos. So blickte ich in meiner Verzweiflung zur Decke und starrte dort die kleinen Löcher an, die in den Platten waren. Ich war dem Wahnsinn so nah wie noch nie, nur ein kleiner Faden war noch gespannt zur Vernunft. Anscheinend hatte man mich vergessen.

So lag ich zwei Tage dar, ohne Toilettengang oder etwas zu Essen und zu Trinken zu bekommen. Ich war zu verwirrt, um auf mich aufmerksam zu machen und kämpfte die ganze Zeit dagegen an, den Verstand zu verlieren.

Dann, an einem Morgen wurde die Tür geöffnet und die Oberärztin trat herein. Ganz offensichtlich hatte sie es satt, mich in ihrer Station zu behalten, es fruchtete ja eh nichts.

»Frau Bode, sind Sie noch immer suizidal gefährdet?

Ich frage Sie das, weil ich sie entlassen möchte.«

Ich schaute aus dem Fenster, der Ast bewegte sich einsam im Wind – die Krähe war schon lange nicht mehr da. Wahrheitsgemäß antwortete ich: »Ich denke schon, dass ich suizidal bin.« Immerhin lag ich angeschnallt in einem Bett.

»Wenn Sie sagen, dass sie suizidal sind, dann müssen wir Sie für einige Wochen hier fixiert lassen. Also, sind Sie nun suizidal oder nicht?« Ich verstand, es ging hier nicht um die Frage, ob ich mich umbringen wollte, sondern sie wollte mich loswerden.

Wenn ich bei der Wahrheit bliebe, dann würden mir sehr grauenhafte Wochen in der Fixierung bevorstehen.

Alleine diese zwei Tage waren derart grausam gewesen, dass ich alles tun würde, um weitere Zeit in diesem Bett zu verbringen, zu vermeiden. »Ich bin nicht mehr suizidal.«

»In Ordnung, dann werden sie jetzt losgemacht und dann bitte ich Sie, dass sie bald daraufhin nach Hause gehen.«

Das wars. Sie verließ den Raum.

Das Urteil war gesprochen worden.

Kurze Zeit später, befreite mich ein Pfleger von den Fixierungen. Ich konnte endlich meine Glieder strecken und recken. Bevor ich ging, gönnte ich mir noch eine heiße Dusche, soviel Zeit musste

sein. Die Oberärztin wollte mich nicht hier behalten, das hatte ich verstanden. Dort, wo ich Hilfe erwartete, bekam ich sie nicht. Wo sollte ich sonst noch Hilfe bekommen? Ich war frustriert und müde, ich ertrug diesen dunklen Seelenschmerz einfach nicht mehr und beschloss, an diesem Tag wirklich ernst zu machen.

Ich wartete vor der Klinik auf mein Taxi. Währenddessen fiel immer mehr Schnee vom Himmel auf die Erde hinab und legte sich wie eine Decke über die Natur. Es würden weiße Weihnachten geben, aber nicht für mich.

Entschlossen stieg ich in das Auto und ließ mich nach Hause fahren. Der Plan stand, allerdings musste ich noch dafür einkaufen gehen. Ich brauchte eine Rasierklinge. In Jugendzeiten hatte ich mir damals mit einem Kuttermesser versucht, die Pulsadern aufzuschneiden.

Ich hatte sie schon so weit auf geritzt, um die blaue Ader zu sehen, aber der Mut verließ mich damals, um sie richtig aufzuschneiden. Ich sah mir die Narben an, heute würde ich den ganzen Weg gehen und nicht nur den halben.

In einem Drogeriemarkt hatten sie tatsächlich Rasierklingen zu verkaufen, ich war richtig glücklich darüber, weil die meisten Menschen Rasierklingen gar nicht mehr brauchten und stattdessen Einwegrasierer benutzen.

Als ich aus dem Geschäft trat, bemerkte ich, wie die Sonne sich im Schnee spiegelte, es war ein wunderschöner Tag zum sterben. Zuhause angekommen packte ich die Klingen aus, ich brauchte nur eine und diese nahm ich in die Hand. Bevor ich anfang, schrieb ich einen Abschiedsbrief und in diesem nannte ich einige Namen, vor allem die der Oberärztin, die mich wissentlich suizidal entlassen hatte, weil ich für sie nur der Störenfried gewesen war. Bevor ich das Gelände verlassen hatte, sagte sie mir noch, dass ich in einigen Wochen zurückkehren durfte, ich musste darüber innerlich lachen. Was sollte ich da in ein paar Wochen?

Heute war der Schmerz da, heute wollte ich seelischen Beistand haben und nicht in ein paar Wochen. Ich ertrug das alles einfach nicht mehr.

Als ich den Brief fertig geschrieben hatte, nahm ich die Klinge und fing an zu schneiden. Merkwürdigerweise verspürte ich keinerlei Schmerzen, als die Klinge die Haut durchschnitt.

Ich hielt meinen blutenden Arm in die Spüle, weil ich keine Unordnung in meiner Küche haben wollte.

Plötzlich wurde mir schwarz vor Augen, ich kippte von meinem Stuhl und blieb auf dem Boden liegen.

Ich spürte, wie das Blut aus meinem Körper lief und schloss die Augen. Bald würde das alles vorbei sein, dachte ich.

Dann wachte ich wieder auf und langsam setzte ich mich wieder auf meinen Stuhl. Nun war überall Blut auf dem Boden, aber das störte mich nicht mehr. Mich überkam plötzlich ein unglaublicher Durst und so trank ich aus einer Flasche Orangensaft, nur um kurz darauf hin wieder alles zu erbrechen. Sterben, das stellte ich fest, war doch keine so einfache Sache. Das zweite mal kippte ich ohnmächtig vom Stuhl, nur um kurze Zeit später wieder zu erwachen.

Nun lag ich in meinem Blut und in meinem Erbrochenen, es war zum verzweifeln. Ich hatte mir vorgestellt, dass ich schnell sterben würde, einfach die Augen schließen und das wars.

Aber das Unterfangen entwickelte sich zu einem Albtraum.

Der Körper wollte sich nicht mit meinem Plan einfach so zufriedengeben und kämpfte gegen den Blutverlust an.

Weil das Blut nicht mehr so stark floss, kam mir eine Idee.

Ich wankte in das Bad und stieg in die Duschkabine, nicht ohne ohnmächtig zu werden, natürlich.

Als ich aufwachte, lehnte mein Körper gegen die Wand, ich war mit meinem Kopf an die Kacheln geknallt. Das war mir egal, hauptsächlich, ich hatte die Dusche erreicht, nun drehte ich den Hahn auf und ließ mich mit warmen Wasser berieseln.

Mit meiner Kleidung saß ich in der Dusche und ließ sie nass werden, das war mir vollkommen gleichgültig.

Das Blut floss wieder, stellte ich zufrieden fest.

Ein weiterer Ohnmachtsanfall erschütterte meinen Körper. Währenddessen erlebte ich etwas seltsames.

Ich sah mich auf dem Bett in dem Krankenzimmer sitzen und lachend mich mit den zwei Patientinnen unterhalten, die ich dort kennen gelernt hatte. Aber das Bild wurde noch merkwürdiger.

Denn unter dieser Szene war wie auf einer Werbetafel eine Laufschrift die von rechts nach links lief.

Und auf dieser Tafel war folgender Satz zu lesen:

»Deine Zeit ist noch nicht gekommen.«

Ich wachte auf und war verwirrt, was war das denn?

Das warme Wasser lief über meinen Körper, der sich immer verzweifelter gegen das Sterben wehrte.

Ich wurde daraufhin wieder ohnmächtig und wieder sah ich das Bild, wo ich lachend auf dem Bett saß und mit den zwei Patientinnen scherzte. Darunter sah ich die Laufschrift, die mit roten Buchstaben auf sich aufmerksam machte.

»Deine Zeit ist noch nicht gekommen.«

Wie? Meine Zeit ist noch nicht gekommen?

Wer sagte das? Und warum sagte er das? Ich saß in der Duschkabine und konnte das nicht fassen, was ich erlebte.

Und ich spürte noch etwas weiteres, kaum fühlbar, aber es breitete sich ganz langsam in meinem Herzen aus.



Der Wille zum Überleben.

Ich stand aus der Kabine auf und machte mich auf dem Weg in die Küche, denn dort lag mein Handy. Als ich in die Küche wankte, fiel ich erneut in Ohnmacht und erneut blinkt die Laufschrift wie eine Eilmeldung vor meinem Auge auf.

»Deine Zeit ist noch nicht gekommen.«

Ich wachte auf dem Boden auf, mit meiner Hand war ich ausgerutscht, nun zog sich eine blutige Handspur bis zu dem Küchenschrank, denn an diesem zog ich mich hoch, weil mein Handy darauf lag.

Meine Zeit war noch nicht gekommen – ich spürte es, jemand wollte, dass ich nicht starb und er gab mir eine ungeheure Kraft, das Handy zu erreichen und den Notdienst anzurufen.

»Hier ist die Feuerwehr.«

»Ja, mein Name ist Kristina Bode, ich habe mir die Pulsadern aufgeschnitten, um mich umzubringen«

»Und warum rufen Sie an?«

»Weil ich es mir anders überlegt habe.«

»In Ordnung, wir schicken jemanden.«

Kurze Zeit daraufhin klingelte es, ich wunderte mich – so schnell konnte der Krankenwagen nicht da sein. Wankend machte ich mich auf dem Weg, ich konnte noch die Tür öffnen, bevor ich erneut zusammenbrach. Als ich auf dem Boden lag, erkannte ich zwei Gestalten, die in Flecktarn gekleidet waren.

An den Stimmen konnte ich sie erkennen, ich verstand nur nicht, warum sie gekommen waren. Nach ein paar Minuten traf der Krankenwagen ein und mit ihm auch die Polizei. Ich lag auf dem Flur und war ansprechbar und vernahm ein Blitzen hinter mir.

Die Polizisten fotografierten anscheinend die Küche.

Diese musste mittlerweile wie ein Schlachtfeld aussehen, überall war Blut. Mich schauderte. Nun entstand ein neues Problem. Meine Venen waren zu dünn, so dass man mir keinen Zugang legen konnte, also verfrachtete man mich schnell in den Wagen und fuhr mich ins Krankenhaus.

Dort versuchten die Ärzte weitere fünfzehn Minuten irgendwo eine Vene zu finden, aber dann brach mein Kreislauf zusammen und man rollte mich im Bett in den Schockraum. Nackt – denn man hatte mir meine nasse Kleidung ausgezogen – und nur mit einem dünnen Hemdchen bekleidet lag ich auf dem Tisch. Es war, als kämpften zwei Mächte in meinem Körper. Die eine Macht wollte mich vernichten und die andere hielt dagegen. Ich war nun nicht mehr Herr über meinem Körper, sondern erlebte mit, wie er sich schüttelnd gegen das sterben wehrte, von meinen klappernden Zähnen, bis zu den zuckenden Beinen, alles war in Bewegung und ich war ein Zuschauer in meiner selbst inszenierten Vorstellung geworden.

Man bedeckte mein Gesicht mit einem grünen Tuch und irgendjemand hielt die ganze Zeit meine Beine hoch, um den Kreislauf zu stabilisieren.

Während dieser Situation schossen mir die unsinnigsten Gedanken durch den Kopf, wie, dass jemand meine unrasierten Beine gerade in die Höhe hielt und wie viele Patienten prozentual unrasierte Beine bei Notfällen zeigen mussten. Ich konnte einfach nicht aufhören, an so einen Schwachsinn zu denken, während die Ärzte versuchten, eine Vene zu finden. Um den Körper mit Flüssigkeit zu versorgen, legte man mir schließlich einen Katheter und brachte mich auf die Intensivstation, als der Körper aufgehört hatte, sich zu schütteln.

Diese Station war beruhigend ruhig, nur piepten hin und wieder verschiedene Geräte. Nach ein paar Stunden tauchte ein Chirurg auf und fing an, meine Wunde an der Hand zu vernähen, er bemerkte, dass ich ein regelrechtes Massaker veranstaltet hatte. Auch wenn ich nichts über meine Umstände erzählte, war er sehr freundlich und bemühte sich, die Wunde gut zu vernähen.

Ich war ihm dafür sehr dankbar, denn ein vorwurfsvolles Gespräch hätte ich nicht vertragen. Mir war klar, was ich angestellt hatte, aber das ich jetzt noch lebte, das verstand ich alles nicht. Was hatte ich eigentlich erlebt?

Jemand wollte nicht, dass ich starb und er hatte es mir immer wieder und wieder mit dem Satz gesagt.

Wie zu einem begriffsstutzigem Kind hatte er die Wörter wieder und wieder wiederholt, bis ich ihm glaubte und den Überlebenswillen verspürte, den er mir schickte.

Dann war der Chirurg fertig, er verabschiedete sich und wünschte mir alles Gute. Über seine Freundlichkeit hätte ich in diesem Moment heulen können. Der Pfleger reichte mir ein Handy, denn ich wollte jemanden unbedingt anrufen. Meine Mutter war am Telefon und fing an zu weinen, als ich ihr erzählte, wo ich mich befand und weshalb. Sie hatte ihr Kind in der Obhut der Ärzte gewusst und musste nun erleben, dass diese ihrer Pflicht nicht nachgekommen waren. Sie betete für mich am Telefon und ich weinte ebenso, weil diese Herzlichkeit, die meine Mutter für mich empfand, in all der Dunkelheit, in der ich lebte, etwas einzigartiges und wunderbares war. Ich bat sie, mich zu besuchen und sie willigte ein. Da es Nacht war, würde sie am nächsten Tag zum Krankenhaus kommen. Als es Morgen wurde, wurde mir klar, dass meine Zeit hier in diesem Krankenhaus vorbei war, denn es

war klar, wohin man mich bringen würde. Da ich einen Selbstmord versucht hatte, würde man mich wieder zu der psychiatrischen Klinik bringen, aus der man mich entlassen hatte. Diese kalte Tatsache, ließ mich in einen Weinkrampf ausbrechen, das aller letzte was ich im Leben wollte war, wieder dort zu landen, wo man mich rausgeschmissen hatte.

Man gab mir ein Beruhigungsmittel, aber es beruhigte mich absolut nicht und als der Krankenwagen mich dorthin transportierte, weinte ich noch immer ununterbrochen.

Sie schoben mich wieder in die selbe Station, wo die Oberärztin schon auf mich wartete.

Alle Vorwürfe, die ich ihr machte, stritt sie ab und da ich ihr hilflos ausgeliefert war, gab ich ihr die Hand zur Entschuldigung, als sie mir ihre reichte.

Ich war müde, durch all diese Erlebnisse und wollte einfach nur noch meine Ruhe. Meine Mutter besuchte mich und brachte mir einige Anzihsachen aus meiner Wohnung mit. Es tat mir unendlich leid, dass sie diese Wohnung in dem Zustand sehen musste, ich versprach ihr, dass sie nie wieder dorthin zurückkehren müsste.

Nun saß ich schon wieder in dieser Station fest.

Aber Gott griff ein und schickte mir Hilfe in Form von meinem Arzt, der in der Dienststelle für mich zuständig war.

Mit ihm hatte ich ein gutes Patientenverhältnis aufgebaut und er war jemand, der unkompliziert half, wo es nötig war.

Nun tauchte er in der Station auf und schien sich sehr angeregt mit der Oberärztin zu unterhalten. Als sie mich entließen, schickten sie ein Fax an meine Dienststelle. Weil ich dort nicht aufgetaucht war, wurden zwei Soldaten zu meiner Wohnung geschickt.

In meinem Wahn, mich umzubringen, hatte ich gar nicht bedacht, dass ich mich bei meiner Dienststelle hätte melden müssen. So standen sie vor meiner Haustür und waren mehr als verduzt, als ich ihnen in meinem desolaten Zustand die Tür öffnete. Jetzt saß ich erneut in der Psychiatrie, aber diesmal war etwas anders. Als ich meinen Hausarzt sah, wie er mit den Ärzten redete, fühlte ich mich nicht mehr so ausgeliefert, wie zuvor.

Er kam zu mir und erzählte mir, dass er mich hier raus holen würde, er hatte eine andere psychiatrische Klinik ganz in der Nähe gefunden. Ich stimmte ihm zu, es war klar, dass ich nicht einfach entlassen werden durfte, aber auf der anderen Seite erwartete ich keine Hilfe mehr von dieser Klinik.

Nach zwei Wochen des Ausharrens in der alten Einrichtung, machte mein Hausarzt das Versprechen wahr und ich wurde die Klinik nach Rickling gebracht.

Dort gab es mehr Möglichkeiten sich kreativ zu betätigen und man durfte mit dem Arzt jeden Tag ein Gespräch haben, wenn man das für nötig erachtete.

Das war genau das, was ich brauchte! Die Gespräche mit dem verständnisvollen Arzt halfen mir, ein wenig die Finsternis, in der ich mich befand, zu verlassen. Die Wutanfälle gingen nicht sofort weg und ich hatte noch ein paar sehr schwierige Erlebnisse, aber der dortige Chefarzt half mir sehr, indem er einfach zuhörte und seine Zeit opferte. Rickling war ein riesiger Unterschied im Gegensatz zu der ersten Klinik, denn dort wurden die Patienten nur »gehört«, es gab keine therapeutischen Gespräche und irgendwann entließ man sie.

Nicht selten wurden die entlassenen Patienten am nächsten Tag wieder eingeliefert. Es war ein Kreislauf aus der Hölle. Ich dachte über meinen Beruf nach und mir wurde klar, dass ich mich mit meiner Situation beschäftigen musste. Zuerst wollte ich das alles, nach meinem gewohnten Schema durchziehen, aber dann hielt ich inne. Wollte ich wirklich noch 7 Jahre bei der Bundeswehr verbringen, vor allem in dem Wissen, dass ich sofort versetzt werden würde, weil ich auf keinem Dienstposten saß?

Die Frage ob ich Soldatin bleiben wollte oder nicht, die hatte ich mir lange Zeit gar nicht erlaubt, zu stellen. Ich hatte so hart dafür gearbeitet und viele Entbehrungen auf mich genommen, um da zu sein, wo ich war. Aber war ich glücklich? War mein Leben erfüllt? Natürlich war die Bundeswehr nicht vollkommen schuld, an meiner jetzigen Situation, aber die ständigen Versetzungen, der berufliche Druck und die wechselnden Kameraden und damit die Unmöglichkeit eine innige Freundschaft aufzubauen, hatte seinen Teil dazu getan, dass ich jetzt in der Psychiatrie saß. Leer und ausgebrannt fühlte ich mich. So ging es nicht weiter. Und irgendwann, nach ein paar Wochen, war meine Entscheidung gefallen: Ich wollte raus aus der Bundeswehr! Das teilte ich am

nächsten Tag dem Chefarzt mit und er war hocheifrig, das zu hören. Durch all die vielen Jahre, in denen ich in der Dunkelheit gelebt habe, hatte sich eine psychische Störung gebildet und diese war ausschlaggebend, dass ich ohne Schwierigkeiten das Entlassungsverfahren einleiten konnte. Das Prozedere dauerte über ein Jahr. In der Zeit saß ich in meiner Wohnung und ließ die Tage verstreichen. Ich bekam eine ambulante Betreuung zur Seite gestellt, die ich wöchentlich traf. Und so langsam, je mehr ich darüber nachdachte, erkannte ich, dass Gott selbst wirklich mich damals aufgehalten hatte. An dem Tag, wo ich sterben wollte, war mir alles egal, ich dachte mit keinem einzigen Gedanken an Gott, mit ihm war ich »fertig«. Aber er hielt mich auf und schenkte mir den Willen zum Überleben, so dass ich diesen grauenhaften Tag überlebte.

Wenn ich nicht bei Gott war, dann war ich in der Finsternis und folgerichtig Satans Opfer. Die Erkenntnis, dass Gott mich gerettet hatte, hatte mich noch nicht zu ihm bekehren lassen und so startete Satan einen letzten großen Angriff, um mich doch noch zu töten.

Ich lebte nach wie vor in der Wohnung, wo so viel übles passiert war und das belastete mich, ich sehnte mich nach Gesellschaft und so schaffte ich mir Katzen an. Nun tollten wieder kleine Fellknäule durch meine Wohnung und es ging mir täglich besser.

Ich traf mich nach wie vor wöchentlich mit meiner Betreuung und wir regelten Behördengänge und andere Dinge.

Das Wort Gottes, die Bibel, hatte ich nach wie vor noch nicht gelesen und bis auf das Wissen, dass Gott mich gerettet hatte, tat ich nichts, dass ich Jesus Christus kennen lernte und mich bekehrte. So ging ich eines Abends ins Bett und wachte mitten in der Nacht auf.

Ein lautes, durchdringendes Piepen ließ mich aus dem Bett steigen. Noch schlaftrunken, torkelte ich über den Flur, dann vernahm ich einen starken Rauchgeruch.

Da ich ein Terrarium besaß, glaubte ich, dass dort Feuer ausgebrochen war, das war aber nicht der Fall.

Der Rauch kam aus der Küche, ich stieß die Tür auf und entdeckte, dass eine Herdplatte auf Stufe drei stand.

Dort hatte ich eine große Plastischale abgestellt und diese war geschmolzen. Panisch drehte ich die Herdplatte aus und öffnete in jedem Raum ein Fenster. Die Rauchschwaden wehten in Wolken regelrecht in mein Schlafzimmer und dann fing dort der nächste Rauchmelder mit dem Piepen an. Der durchdringende Ton raubte mir fast den Verstand, ich rief die Feuerwehr an, um mitzuteilen, dass ich alles unter Kontrolle hatte. Diese teilte mir mit, die Rauchmelder würden aufhören, wenn der Rauch sich verzogen hätte.



Ich bestätigte nach Nachfrage der Feuerwehr nochmals, dass es hier nicht brannte und dann legte ich auf.

Es war anzunehmen, dass alle Nachbarn wach waren und sicher der eine oder andere den Notruf anrief. So wartete ich über fünfzehn Minuten, bis das Piepen endlich aufhörte.

Der Rauchgeruch waberte durch jedes Zimmer.

Als ich mich wieder hinlegte, kamen die Katzen unter der Couch heraus und legten sich zu mir ins Bett. Ich war so erschöpft von dem ganzen Stress, dass ich irgendwann einschliefe.

Die Stromzufuhr zum Herd hatte ich abgeschaltet, so fühlte ich mich sicher. Ich wusste damals nicht, dass Satan hinter all dem steckte. Aber die Ausrede, dass eine meiner Katzen die Herdplatte angeschaltet hatte, war nicht logisch. Ich besaß einen alten Herd, die Regler mussten kräftig herumgedreht werden. Und der Herd stand auf Stufe drei, nicht auf Stufe eins oder sechs, wenn jemand nach links oder rechts einmal drehte.

Auch ich als Person kam nicht in Betracht, da ich mich um ca. 23 Uhr hinlegte und gegen 3 Uhr die Rauchmelder anschlugen, die Pause dazwischen war zu lang. Und an dem Vortag hatte ich auch nichts gekocht. Erst eine Woche zuvor wurden Rauchmelder installiert, nicht auszudenken, was geschehen wäre, wären sie nicht aktiv gewesen, denn vom Brandgeruch bin ich nicht wach geworden, sondern vom furchtbaren Piepen.

Da ich seit meiner Kindheit in der Finsternis lebte, war Satan alles andere als erfreut, als ich mich Gott, dem Licht, zuwendete.

Er streute, seitdem ich auf der Welt war, den Same des Hasses in mein Herz, so dass ich viele Jahre durchs dunkle Tal laufen musste. Die Ausrede, dass meine Katzen dahinter steckten, glaubte ich solange, bis ich mich schließlich bekehrte.

Im Juli 2013 begann ich, ganz vorsichtig, auf einer Webseite mir Bibelverse durchzulesen. Ich spürte, dass ein Trost von diesen Wörtern ausging und erstellte Bibelsprüche, die in einem Bild eingefügt waren. Diese postete ich in meinen Blog, den ich damals führte. Aber nicht nur Bibelverse nutzte ich, sondern auch Sprüche von allerlei »klugen« Menschen.

Nur, mit der Zeit wurden die Bibelverse immer mehr und die Sprüche von anderen Menschen weniger.

Dann las ich ein bestimmten Bibelvers und der ging mir für Tage nicht mehr aus dem Kopf:

Jakobus 1,22

Seid aber Täter des Wortes  
und nicht bloß Hörer, die sich selbst betrügen.

Der betraf mich! Ich war bloß Hörer, aber hatte nichts getan!  
Gott errettete mich und ich hörte weiter den Worten zu, ohne mich zu bekennen. Als mir das klar wurde, wusste ich:

Du musst dich entscheiden, entweder für Gott oder gegen ihn!

Und diese fiel mir so leicht, wie sonst selten eine im Leben.

Ich war jetzt Christ!

Die Bibel, die im Regal stand, nahm ich in die Hand.

Meine Mutter hatte mir in all den Jahren immer mal wieder Bücher geschenkt, die sich für mich als wichtig erachtete.

In meiner Verbohrtheit las ich kein einziges von ihnen.

Die Bibel hatte ich damals aufgeschlagen und versucht zu lesen.  
Aber ich scheiterte schon bei dem ersten Kapitel und schlug das

Buch wieder zu, so dass es in meinem Regal für Jahre verstaubte. Ich machte die Probe aufs Exempel, denn ich wollte wissen, ob meine Gesinnung wirklich christlich war.

So schlug ich anstatt dem neuen Testament, das Alte auf und begann vom ersten Buch Mose an zu lesen.

Den ersten Abend konnte ich es selbst kaum fassen, ich, Kristina Bode, las die Bibel! Und das unglaubliche war, die Wörter trafen mich, das Buch, welches für Jahre als Staubfänger im Regal vor sich hin fristete, es wurde lebendig.

Der Gott, der Schöpfer kannte mich als Person, er wusste jede Einzelheit, jede Sünde, die ich im Leben begonnen hatte. Und vor allem, jedes gottlose Verhalten, welches ich so lange an dem Tag gelegt habe. Ich hatte mich so oft lustig über all diese dummen Christen gemacht und glaubte, ich allein kannte die Weisheit der Welt. Was war ich ein Tor!

Wenn es einen richtig dummen Menschen auf der Welt gab, dann war ich das – denn Gott, der allmächtige, heilige, gerechte und barmherzige Gott sah mich und reichte mir die Hand. Ich verstand, diese Gnade war unverdient, ich hatte nichts, absolut nichts dafür getan. Die Tränen rannen, ich verstand die Größe von Jesus Christus und als ich las, wie er angespuckt und schließlich gekreuzigt wurde, konnte ich es kaum ertragen, das zu lesen. Aber sein Opfer war das Einzige, welches vor Gott Bestand haben konnte, um unsere Sünden reinzuwaschen. Denn Jesus Christus war Gott. Gott kam als Mensch auf die Welt, um sich richten zu lassen. Er, der sündlos war, ließ sich kreuzigen, um das vollkommene Opfer zu bringen. Und was musste man tun, um gerettet zu sein? An Jesus Christus glauben! All unsere Werke, die wir in dem Glauben taten oder unsere Rituale, die uns vor Menschen

bezeugten, was für gute Christen wir waren – sie waren nicht für die Heilsgewissheit zuständig! Alleine der Glaube an den Herrn Jesus Christus errettete dich! Das wurde mir klar, als ich die Bibel las und mit dem regelmäßigen Bibellesen fing ich auch an, jeden Tag zu dem Herrn Jesus Christus zu beten. Denn ich hatte ja so vieles vorzubringen, aber vor allem lernte ich, dass ich vergeben musste. Nicht damit die Täter vergessen werden, nein, Gott blieb der Richter, aber nicht ich.

#### 1. Petrus 5,7

Alle eure Sorge werft auf ihn;  
denn er sorgt für euch.

Ich verstand, ich musste vergeben, damit ICH frei wurde von der Wut, die ich verspürte und die Satan gebrauchte, damit ich den Seelenschmerz immer wieder fühlen würde. Aber davon wollte ich nichts mehr wissen, ich wollte frei sein.

Ich vergab jedem und nicht immer war das ein einmaliges Gebet. Manches mal musste ich mehrmals dafür beten. Aber mit jedem vergeben, spürte ich einen stärker werdenden inneren Frieden, den ich bis dato noch nie gefühlt hatte. Ich wusste, viele Menschen lasen Selbsthilfebücher, wo uns Friede versprochen wurde. Aber alleine der göttliche Frieden würde dich wirklich nachhaltig frei machen. Ich las die Bibel und verstand, wir werden erst vollkommen sein, wenn wir beim Herrn sind und unsere menschliche Hülle abgelegt haben. Denn die Sünde durch Adam und Eva hat uns Menschengeschlecht den Tod gebracht und uns von der Gemeinschaft mit Gott, dem Schöpfer getrennt. Es war völlig egal, ob jemand an Gott glaubte oder nicht – jeder würde irgend-

wann sterben. Als ich mich bekehrte, glaubte und Jesus Christus als meinen Herrn anerkannte, meine Sünden bekannte und Buße tat, wurde ich geistig wiedergeboren und erhielt den Heiligen Geist.

Epheser 1,13–14

In ihm seid auch ihr, nachdem ihr das Wort der Wahrheit,  
das Evangelium eurer Errettung, gehört habt –  
in ihm seid auch ihr, als ihr gläubig wurdet,  
versiegelt worden mit dem  
Heiligen Geist der Verheißung,  
der das Unterpand unseres Erbes ist  
bis zur Erlösung des Eigentums,  
zum Lob seiner Herrlichkeit.

Die Welt lehnte Vergebung und Jesus Christus ab. Als Kind lernte ich, dass die Evolutionstheorie sinnvoll war und logisch. Jetzt erkannte ich, dass es nur eine Theorie war und dazu sogar eine mit vielen Logiklöchern. Denn in unserer DNA stand Information drin. Und überall wo Information drin stand musste ein Schöpfer diese einprogrammiert haben. Es war noch nie passiert, dass jemand eines Tages den Computer einschaltete, ein neues Programm auf dem Desktop erschien, das von niemandem programmiert worden war und dazu noch fehlerfrei funktionierte. Als mir das klar wurde, erkannte ich, dass Gott der Schöpfer wirklich von Anbeginn existiert hatte und dass er für ewig existieren wird. Ich war dem Herrn Jesus Christus für ewig dankbar, dass er mich aus der Finsternis geholt hatte. Nun lebte ich im Licht und das tägliche Bibellesen festigte meinen Glauben.

Aber da war noch etwas, was ich tun musste.

Mit zitternden Fingern tippte ich eine bekannte Nummer ein.

Als das Freizeichen ertönte, waren meine Nerven bis zum zerreißen gespannt. Wie würde sie wohl reagieren? Ich hatte mit ihr schon seit über einem Jahr nicht mehr gesprochen.

»Bode?«

»Hallo Mutti.«

\*überraschter Tonfall\*

»Kristina?«

»Ja, ich bin es, ich wollte dir etwas sagen.«

\*Ein wenig misstrauisch\*

»Was denn?«

»Ich habe mich bekehrt und bin jetzt Christ!«

Meine Mutter fiel aus allen Wolken und fing an zu weinen.

Eine Woche später trafen wir uns, um einen Kaffee zu trinken.

Als ich sie aus dem Bus aussteigen sah, da verspürte ich die lang verloren geglaubte Liebe ihr gegenüber und wir umarmten uns herzlich. Wir haben viel miteinander gesprochen und beide um Vergebung einander gebeten.

Und als ich anhand der Bibel las, dass Gott mir wirklich alles vergab, was ich getan hatte, da wusste ich:

Ich kann jedem anderen ebenso vergeben.

Gott segne **Dich!**

Kristina Bode

Ich bin dem Leser dankbar, dass er sich für mein Buch entschieden hat. Vielleicht sind während des Lesens einige Fragen aufgetaucht – ich werde versuchen, so gut es geht, eine Antwort, in Form eines Interviews, darauf zu geben.

*Hast du dich von all dem okkulten Einfluss wirklich gelöst?*

Da ich seit meiner Kindheit, unter diesen Einfluss stand, war es nicht einfach, sich davon zu lösen. In vielen Gebeten konnte ich mit Hilfe von Jesus Christus die spirituelle Tür schließen.

Und auch von meiner Rollenspielsucht heilte der Herr mich vollständig – ich spiele sowas nicht mehr.

Das, was mit dem Herd passierte, ist nie wieder vorgekommen – heute fühle ich mich sicher, da ich weiss, dass Jesus Christus mich beschützt. Es ist sehr wichtig, sich von dem Einfluss zu lösen, den man mit sich rumschleppt – gerade wenn es etwas spirituelles ist. Ich habe auch schon Menschen getroffen, die meinten, dass sie die christliche Lehre zu ihrer spirituellen Lehre einfach so hinzufügen könnten, das geht aber nicht.

Zumindest nicht, wenn du dich wirklich zu dem Herrn Jesus Christus bekehrst. Gott untersagt uns diese Art und Weise zurecht, denn es gibt viele gefallene Engel (Dämonen) auf der Welt, die mit Freude nur darauf warten, dass ein unbedarfter Mensch sie ruft.

Glaub mir, echte Engel erscheinen nur, wenn sie von dem Herrn geschickt worden sind und dann haben sie auch eine ganz bestimmte Botschaft dabei. Anhand der Bibel kann man falsche Geister und falsche Botschaften schnell entziffern – aber die

meisten Menschen, die glauben, eine besondere spirituelle Ader zu besitzen, wollen sich täuschen lassen, vom schönen Schein. Es wird heute nicht mehr an Satan geglaubt. Anhand der Bibel können wir aber feststellen:

Der Sieg wurde errungen und Satan verlor diesen!

Dummerweise leben wir noch nicht in dieser Zeit und deshalb kann dieser gefallene Engel den Menschen gefährlich werden, die glauben, dass die Hölle ein Ort der Party und sexuellen Ausschweifung sei.

Das ist mitnichten der Fall. Die Hölle ist ein Ort des ewigen Schmerzes und wer einmal dort ist, bleibt es auch. Als ich auf dem Weg dorthin war, habe ich auch diejenigen verlacht, die mich davor warnten. Wenn du dich aber in der Welt umsiehst, wirst du feststellen müssen, dass diese von Satan beherrscht wird.

Und wenn du jetzt fragst warum Gott das zulässt, dann muss ich dir antworten, dass er das nur tut, damit jetzt noch Menschen zum Glauben gelangen. Diese Gnadenzeit wird aber bald ablaufen und dann kommt das große Gericht über diese Welt und der Herr Jesus Christus persönlich wird erscheinen. Das mag in deinen Ohren sehr schwarzmalersisch klingen und vielleicht glaubst du mir auch nicht.

Aber diese Dinge sind auch etwas, was man nicht einfach in ein paar Sätzen erklären kann. Wenn du mehr darüber hören willst, dann melde dich bei mir und wir können eine Unterhaltung darüber führen, auch wenn du jetzt nicht daran glauben magst.

Ich werde mir Zeit für dich nehmen.



### *Wie kann ich Kontakt zu diesem Gott herstellen?*

Das ist in der Tat einfacher, als es klingt. Es sind keine Rituale oder besondere Menschen notwendig, um dir Zugang zu Gott und Jesus Christus zu verschaffen. Einzig und alleine solltest du wirklich Gott kennenlernen wollen. Du kannst dieses Gebet als Hilfe nehmen, aber sprich es bitte nur, wenn du es ernst meinst:

Gott, ich habe noch nie zuvor so zu dir gebetet, aber ich bitte dich, dass du meine Ohren öffnest und mir meine Augen auftust, damit ich dich sehen und hören kann. In meiner Vergangenheit habe ich sehr viel Mist gebaut und manches belastet mich noch. Das, was ich getan habe, bereue ich aufrichtig. Ich möchte dich, Jesus Christus kennenlernen, bitte hilf mir auf diesem Weg dabei! Amen.

### *Ich habe das Gebet gesprochen, bin ich jetzt ein Christ?*

Dieses Gebet war nur dazu da, dem Herrn, Gott zu zeigen, dass du es ernst meinst. Wenn du dich später wirklich Bekehren möchtest, dann musst du zuerst erkennen, wer Jesus Christus wirklich war und ist und warum diese Erkenntnis überlebenswichtig ist. Sie entscheidet, ob du nach dem Tod ins ewige Leben (Himmel) oder in den ewigen Tod (Hölle) übergehen wirst – es gibt nur diese zwei Optionen und beide sind endgültig. Deshalb entscheide nicht leichtfertig, wenn du jetzt keine Gemeinschaft mit Jesus Christus haben willst.

Du kannst jetzt vielleicht in Saus und Braus leben, ohne dir darüber Gedanken machen zu müssen, was nach dem Tod mit dir passieren wird. Aber Gott wird deine Entscheidung respektieren – auch wenn sie bedeutet, dass du nichts mit ihm zu tun haben willst.

*Warum sollten all die anderen Religionen falsch sein – letztendlich behauptet doch jeder, dass er die Wahrheit kennt.*

Das ist ein guter Einwand – bevor ich Christ wurde, habe ich mich für alle möglichen Religionen interessiert, aber dass Gott mit alles vergibt, indem ich nur zu glauben brauche, das kommt nirgendwo auf der Welt vor.

Religionen sind von Menschen erschaffen worden – der Gott der Bibel ist der Schöpfer der Welt.

Er möchte Gemeinschaft mit dem Menschen haben und eine persönliche Beziehung aufbauen. Das ist absolut einmalig, so etwas gibt es in keiner Religion.

*Ich möchte Gott kennenlernen, aber muss ich wirklich in der Bibel lesen?*

Genau das habe ich auch viele Jahre geglaubt – ich mochte Gott, aber die Bibel, bloss nicht! Es ist interessant, dass die meisten Kritiker dieses Buch nie gelesen haben, sondern höchstens ein paar Verse aus dem Zusammenhang reißen um zu beweisen – wie »grausam« dieser Gott doch war.

Daher, um die Bibel im Kontext zu verstehen, muss man sie lesen wollen und wenn etwas unklar ist, nicht sofort wütend das Buch in die Ecke pfeffern. Du kannst beim Lesen beten und direkt Gott bitten, dabei zu helfen, manche Texte zu verstehen.

Ich begreife auch nicht alles, aber muss man Gott, den Schöpfer begreifen, um an ihn glauben zu können?

Ich glaube, das liegt fern unserem menschlichen Verstand.

Wenn du dich wirklich bekehren willst und das ewige Leben möchtest, sowie die ewige Gemeinschaft mit Gott, dann führt an der Bibel kein Schritt daran vorbei, denn sie ist sein Wort. Inner-

halb von 1500 Jahren wurde das Buch der Bücher geschrieben, von mehr als 40 Schreibern. Aber tatsächlich erstreckt sich ein roter Faden, vom Anfang des Buches, bis zum Ende.

*Die Bibel kann doch gar nicht echt sein, oder?*

Das ist auch einer der häufigsten Kritikpunkte. Die Bibel sei zu alt und die Übersetzungen waren sicherlich fehlerhaft, so dass heute niemand ein richtiges Exemplar mehr in den Händen halten kann. Interessanterweise existieren mehr originale Handschriften als von zehn willkürlich klassischen ausgewählten Werken – aber diese Werke werden ganz sicher nicht angezweifelt, sondern nur die Bibel. In der Bibel gibt es wahre Prophetien, insgesamt ca. 3000 stehen darin, vor allem wer die Geschichte der Juden, das israelitische Volk, verfolgt hat, wird erkennen, dass die Bibel alles vorausgesagt hat – das Gute, wie das Schreckliche. Aber lass mich von einem Vers berichten, der lange Zeit mir im Kopf herumschwirrte, weil Kritiker darin den Beweis erbracht sahen, dass die Bibel doch unrecht hatte:

3. Mose 4,6

...und den Hasen; denn obgleich er wiederkäut, hat er keine gespaltenen Klauen; darum soll er für euch unrein sein.

Die Fachwelt war entsetzt, der Hase, ein Wiederkäuer? Allerdings mussten sie irgendwann zugeben, der Hase kaute tatsächlich wieder. Allerdings nicht so wie eine Kuh. Wenn man einen Hasen aufschneidet, sah man nur einen Magen und auch die früheren Hasen hoppelten nur mit einem Magen durch die Gegend.

Dennoch kaute er wieder, denn diese Tiere produzierten zwei verschiedene Kotformen. Den braunen Kot schied er am Tage aus. In der Ruhephase – also Nachts, schied er grünen Kot aus, den sog. Blinddarmkot und diesen fraß er, somit wanderte das ausgeschiedene Futter nochmals durch den Magen.

Für den Hasen war diese Form des Wiederkäuens überlebenswichtig, denn nur dann konnte er alle Nährstoffe des Grases aufnehmen. Die Bibel wusste davon – weil sie vom Schöpfergott durch Menschenhand geschrieben wurde. Die Wissenschaft kam erst im Jahre 1882 darauf und nannte es: Caecotrophie.

*Welche Bibel kannst du mir empfehlen?*

Ich kann die Bibel *Schlachter 2000*, *Luther 1984* Bibel und die *Elberfelder* Bibel empfehlen. Wichtig ist, dass man die Schrift gut lesen kann. Es gibt auch sogenannte Studienbibeln, die bei jedem Absatz eine Erklärung des Textes abgeben.

Es gibt auch Bibeln, die eine modernere Sprache an den Tag legen, viele von Ihnen sind allerdings schon weit entfernt vom Urtext, falls du aber Probleme beim Lesen hast, kann ich dir die Übersetzung *Neues Leben* empfehlen. Meiner Meinung nach ist sie genauso nah am ursprünglichen Text, wie die oben genannten Bibeln.

*Und wo fange ich zu lesen an?*

Ich empfehle mit dem neuen Testament, vor allem, wenn du dich noch nicht bekehrt hast und nicht sicher bist, ob du mit Gott dein Leben verbringen willst, oder nicht.

Das Einzige was du für ein echtes Bibellesen brauchst, ist ein offenes Herz für Gott und die ne Neugier, dich auf das spannendste

Buch deines Lebens einzulassen. Du wirst nicht enttäuscht sein, glaubs mir!

*Nehmen wir mal an, ich bin ein Christ –  
geht's mir dann immer gut?*

Das ist natürlich sehr weltliches Denken. Menschen bezeichnen heutzutage die Gesundheit und die finanzielle Absicherung als das höchste im Leben, welches zu erreichen gilt.

Fakt ist, als Christ muss es dir nicht gesundheitlich gut gehen, auch Christen können schwer krank werden. Der große Unterschied zwischen Christen und Nichtchristen ist aber, dass wir eine Zusage vom Herrn besitzen, dass er uns immer beistehen wird und uns die Kraft gibt, hier im Alltagsleben zu bestehen. Vielleicht wird Gott dir einen besseren Job verschaffen und dich von einer schweren Krankheit heilen, nur das ist etwas, was man nicht einfordern kann.

Aber lass mich dir eines versichern:

Mit dem Herrn Jesus Christus geht es mir viel besser, als ohne ihn! Und ich wüsste gar nicht mehr, wie ich all die Jahre ohne ihn leben konnte. Ich wiederhole es nochmal, du musst dich entscheiden – entweder für Gott, oder gegen ihn und diese Entscheidung kann dir niemand abnehmen.

Ich erwarte nicht, dass du dich sofort aufgrund dieses Buches bekehrst – dieses Buch habe ich geschrieben, um von der Gnade des Herrn zu berichten und zu zeigen, dass man auch aus der tiefsten Dunkelheit raustreten kann. Viele Menschen gehen durchs Leben mit sehr viel Gepäck. Manche können sich verschiedene Dinge nicht verzeihen und tragen daran schwer. Ich kann das gut nachvollziehen, da wirkt es geradezu lächerlich,

wenn ein Mensch daherkommt und behauptet, Gott kann dich von all dem Leid und Schmerz befreien. Aber genau so ist es. Wenn du mit Gott haderst und ihn anklagst, dann frag dich doch mal, ob du eventuell dieses Gefühl mit einem Menschen verbindest, der dir etwas angetan hat. Gerade die Dinge, die wir nie den Anderen vergeben haben, lassen unsere Herzen bluten, denn sie schmerzen, auch wenn vielleicht schon viele Jahre vergangen sind. Deinen Weg im Leben musst du selbst gehen, aber ich würde noch mal darüber nachdenken, ob du ihn wirklich ohne Gott gehen willst.

Wenn du noch weitere Fragen hast oder ich dir bei etwas helfen kann – schreib mir.

Kristina Bode